

# GOETHE- JAHRBUCH 2009



Band 126

Wallstein

Goethe-Jahrbuch 2009  
Band 126



# GOETHE- JAHRBUCH

*Im Auftrag*

*des Vorstands der Goethe-Gesellschaft*

*herausgegeben*

*von*

*Werner Frick, Jochen Golz, Albert Meier*

*und Edith Zehm*

EINHUNDERTSECHSUNDZWANZIGSTER BAND  
DER GESAMTFOLGE

2009

WALLSTEIN VERLAG

Redaktion: Dr. Petra Oberhauser

Mit 7 Abbildungen

**Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten. Ohne schriftliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Werk unter Verwendung mechanischer, elektronischer und anderer Systeme in irgendeiner Weise zu verarbeiten und zu verbreiten. Insbesondere vorbehalten sind die Rechte der Vervielfältigung – auch von Teilen des Werkes – auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege, der tontechnischen Wiedergabe, des Vortrags, der Funk- und Fernsehsendung, der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, der Übersetzung und der literarischen oder anderweitigen Bearbeitung.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier

© Wallstein Verlag, Göttingen

[www.wallstein-verlag.de](http://www.wallstein-verlag.de)

Vom Verlag gesetzt aus der Sabon

Umschlag: Willy Löffelhardt

Druck und Verarbeitung: Hubert & Co, Göttingen

ISBN (print) 978-3-8353-0762-9

ISBN (eBook, pdf) 978-3-8353-2199-1

ISSN: 0323-4207

# Inhalt

- 13 *Vorwort*
- 15 *Rede des Präsidenten der Goethe-Gesellschaft zur Eröffnung der 81. Hauptversammlung*  
Dr. habil. Jochen Golz
- 21 *Grußwort des Kultusministers des Freistaates Thüringen*  
Bernward Müller
- 23 *Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Weimar*  
Stefan Wolf
- 25 *Grußwort einer Stipendiatin aus Georgien*  
Mariam Mtchedlidze
- 27 *Vorträge während der 81. Hauptversammlung*
- 27 Yoshito Takahashi  
*›Weltliteratur‹ bei Wieland und Goethe*
- 40 Dieter Borchmeyer  
*Iphigenien. Goethe und die Tradition eines Mythos*
- 52 Hans-Jürgen Schings  
*Kein Revolutionsfreund. Die Französische Revolution im Blickfeld Goethes*
- 65 Gerhard Müller  
*Weimar – Goethes politisches Projekt*
- 79 Jane K. Brown  
*Faust als Revolutionär: Goethe zwischen Rousseau und Hannah Arendt*
- 90 Andrea Albrecht  
*Vom »wahren, weltbürgerlichen Sinne«. Goethe und die Kosmopolitismusdebatte seiner Zeit*
- 103 Barbara Beßlich  
*›am Klavier wie hinter den Kanonen«. Goethe und Napoleon und was das 19. Jahrhundert daraus machte*

- 115 Anil Bhatti  
*Der Orient als Experimentierfeld. Goethes »Divan« und der Aneignungsprozess kolonialen Wissens*
- 129 Irmgard Egger  
*»unermessliche Räume«. Weltbürgertum versus Auswandererutopie in »Wilhelm Meisters Wanderjahren«*
- 138 Manfred Koch  
*›Weltliteratur‹ in Goethes Altersroman »Wilhelm Meisters Wanderjahre«*
- 149 Dennis F. Mahoney  
*»Ubi bene, ibi patria« oder: Amerika, hast du es besser?*
- 161 Terence James Reed  
*Goethe – der Weltbürger als Weltleser. Lektüre als Akzeptanz des Fremden*
- 174 *Abhandlungen*
- 174 Thomas Gärtner  
*Das Motiv der Hoffnung in Goethes Achilleisfragment*
- 182 Gerhard Kaiser (Freiburg i. Br.)  
*Kann Klassik widerrufen werden? Gerhart Hauptmanns Iphigenie in Hitlers Weltkrieg*
- 194 Gerhard Kaiser (Göttingen)  
*Entschleunigung im Zeichen Goethes – ›Dichtungs-‹ und ›Lebenswissenschaft‹ in Günther Müllers »Morphologischer Poetik«*
- 211 *Dokumentationen und Miscellen*
- 211 Günter Arnold  
*Ein unbekannter Brief Johann Gottfried Herders an Goethe*
- 215 Sabine Schäfer  
*»Reinhardt, Schriftsteller«. Eine biobibliographische Recherche*
- 224 Dieter Richter  
*Goethe auf der Via Appia. Vorschlag zur Emendation einer Textstelle in der »Italienischen Reise«*
- 226 Edith Zehm, Katharina Krügel, Sebastian Mangold  
*Goethes »Numismatischer Talisman«. Zur wiederaufgefundenen Mionnet'schen Abdrucksammlung in Weimar*

- 245 Gunhild Berg  
*Neue Blicke auf Goethes »gewünschte Farbenbilder«. Ein bislang unedierter Brief von Wolfgang Kaspar Fikentscher an Regina Susanna Johanna Martius vom 28. August 1822*
- 260 Dieter Borchmeyer, Peter Gülke  
*»Die Leiden des alten Werther«. Martin Walsers Goethe-Roman »Ein liebender Mann«. Ein Dialog zwischen Dieter Borchmeyer und Peter Gülke*
- 270 *Rezensionen*
- 270 *Johann Wolfgang Goethe: Briefe. Historisch-kritische Ausgabe. Im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv, hrsg. von Georg Kurscheidt, Norbert Oellers u. Elke Richter. Bd. 1: 23. Mai 1764–30. Dezember 1772. Hrsg. von Elke Richter u. Georg Kurscheidt. Bd. 2: Anfang 1773 – Ende Oktober 1775. Hrsg. von Georg Kurscheidt u. Elke Richter*  
Besprochen von Klaus-Detlef Müller
- 274 *Johann Wolfgang Goethe: Tagebücher. Historisch-kritische Ausgabe. Im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar, Goethe- und Schiller-Archiv, hrsg. von Jochen Golz unter Mitarbeit von Wolfgang Albrecht, Andreas Döhler, Sebastian Mangold u. Edith Zehm. Bd. IV, 1: 1809-1812. Text. Hrsg. von Edith Zehm, Sebastian Mangold u. Ariane Ludwig. Bd. IV, 2: 1809-1812. Kommentar. Hrsg. von Edith Zehm, Sebastian Mangold u. Ariane Ludwig*  
Besprochen von Norbert Oellers
- 277 *Johann Wolfgang von Goethe: »Die Actenstücke jener Tage sind in der größten Ordnung verwahrt ...«. Goethe und die Gründung der »Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung« im Spiegel des Briefwechsels mit Heinrich Carl Abraham Eichstädt. Hrsg. von Ulrike Bayer*  
Besprochen von Katja Deinhardt
- 278 *Die Entstehung von Goethes Werken in Dokumenten (EGW). Begründet von Momme Mommsen. Fortgeführt u. hrsg. von Katharina Mommsen. Redaktion Peter Ludwig u. Uwe Hentschel. Bd. IV: Entstehen – Farbenlehre*  
Besprochen von Christoph Cremer
- 281 *Goethe-Handbuch. Supplemente. Bd. 1: Musik und Tanz in den Bühnenwerken. Hrsg. von Gabriele Busch-Salmen unter Mitarbeit von Benedikt Jeßing*  
Besprochen von Dieter Borchmeyer
- 282 *Kristin Knebel: Goethe als Sammler figürlicher Bronzen. Sammlungsgeschichte und Bestandskatalog*  
Besprochen von Bernhard Maaz

- 284 *Werner Keller: »Wie es auch sei, das Leben ...«. Beiträge zu Goethes Dichten und Denken*  
Besprochen von Dirk Kemper
- 286 *Sabine Appel: Johann Wolfgang von Goethe. Ein Porträt*  
Besprochen von Sabine Doering
- 289 *Rüdiger Safranski: Goethe und Schiller. Geschichte einer Freundschaft*  
Besprochen von Terence James Reed
- 291 *Sigrid Damm, Hamster Damm: »Geheimnißvoll offenbar«. Goethe im Berg*  
Besprochen von Margrit Wyder
- 292 *Mathias Mayer: Natur und Reflexion. Studien zu Goethes Lyrik*  
Besprochen von Dirk von Petersdorff
- 293 *Gerhard Neumann, David E. Wellbery (Hrsg.): Die Gabe des Gedichts. Goethes Lyrik im Wechsel der Töne*  
Besprochen von Reiner Wild
- 295 *Hartmut Reinhardt: Die kleine und die große Welt. Vom Schäferspiel zur kritischen Analyse der Moderne: Goethes dramatisches Werk*  
Besprochen von Albert Meier
- 297 *Christa Bürger: Goethes Eros*  
Besprochen von Irmela von der Lühe
- 300 *Jochen Klauß: Genie und Geld. Goethes Finanzen*  
Besprochen von Georg Bollenbeck
- 302 *Anna Maria Arrighetti: Mensch und Werk in kritischen Publikationen des George-Kreises. Zu Friedrich Gundolfs »Goethe« und Ernst Bertrams »Nietzsche – Versuch einer Mythologie«*  
Besprochen von Christoph Perels
- 304 *Katrin Seele: Das »geistige Band«. Naturforschung, Didaktik und Poesie in Goethes Gedichtsammlung »Gott und Welt«*  
Besprochen von Olav Krämer
- 306 *Eberhard Lippert-Adelberger: Im Zeichen der köstlichen Vier. Studien zum Liebes- und Sexualitätsdiskurs bei Goethe*  
Besprochen von Waltraud Maierhofer
- 307 *Christoph Cremer (Hrsg.): Vom Menschen zum Kristall. Konzepte der Lebenswissenschaften von 1800-2000*  
*Jocelyn Holland: German Romanticism and Science. The Procreative Poetics of Goethe, Novalis, and Ritter*  
Besprochen von Stefan Höppner

- 310 *Stefan Blechschmidt: Goethes lebendiges Archiv. Mensch – Morphologie – Geschichte*  
Besprochen von Moritz Baßler
- 312 *Matthias Buschmeier: Poesie und Philologie in der Goethe-Zeit. Studien zum Verhältnis der Literatur mit ihrer Wissenschaft*  
Besprochen von Steffen Martus
- 314 *Carl Gustav Carus. Natur und Idee. Katalog. Ausstellung der Staatlichen Kunstsammlungen Dresden und der Staatlichen Museen zu Berlin, 26. Juni bis 20. September 2009 und 9. Oktober 2009 bis 10. Januar 2010. Hrsg. von Petra Kuhlmann-Hodick, Gerd Spitzer u. Bernhard Maaz*  
*Carl Gustav Carus. Wahrnehmung und Konstruktion. Essays. Interdisziplinäres Kolloquium, 21. bis 23. Mai 2008, Staatliche Kunstsammlungen Dresden. Hrsg. von Petra Kuhlmann-Hodick, Gerd Spitzer u. Bernhard Maaz*  
Besprochen von Thomas Beck
- 316 *Harald Wentzloff-Eggebert: Weimars Mann in Leipzig. Johann Georg Keil (1781-1857) und sein Anteil am kulturellen Leben der Epoche. Eine dokumentierte Rekonstruktion*  
Besprochen von Rüdiger Nutt-Kofoth
- 318 *Silke Heckenbücker: Prometheus, Apollo, Zeus/Jupiter – Goethe-Bilder von 1773 bis 1885*  
Besprochen von Martin Dönike
- 320 *Markus Winkler: Von Iphigenie zu Medea. Semantik und Dramaturgie des Barbarischen bei Goethe und Grillparzer*  
Besprochen von Annette Simonis
- 322 *Lea Marquardt: Goethes »Faust« in Frankreich. Studien zur dramatischen Rezeption im 19. Jahrhundert*  
Besprochen von Raymond Heitz
- 324 *Paola Del Zoppo: »Faust« in Italia. Ricezione, adattamento, traduzione del capolavoro goethiano*  
Besprochen von Marino Freschi
- 326 *Edda Burger-Güntert: Robert Schumanns »Szenen aus Goethes »Faust««. Dichtung und Musik*  
Besprochen von Nicola Gess
- 328 *Ghorbanali Askarian: Ost-westliche Begegnung in der Poesie. Muhammad Iqbal's »Botschaft des Ostens« als Antwort auf Goethes »West-östlichen Divan«*  
Besprochen von Christina Oesterheld

- 330 *Alokeranjan Dasgupta: Goethe und Tagore. Eine vergleichende Studie*  
Besprochen von Shaswati Mazumdar
- 332 *Jochen Golz, Adrian Hsia (Hrsg.): Orient und Okzident. Zur Faustrezeption  
in nicht-christlichen Kulturen*  
Besprochen von Michaela Holdenried
- 334 *Goethe in chinesischer Übersetzung und Forschung (1878-2008). Eine kom-  
mentierte Bibliographie. Wissenschaftlich ermittelt u. hrsg. von Zhengxian Gu*  
Besprochen von Jochen Golz
- 336 *Essay-Wettbewerb der Goethe-Gesellschaft*
- 336 *Rede zur Auszeichnung der Preisträger des 2. Essay-Wettbewerbs der Goe-  
the-Gesellschaft am 4. Juni 2009 im Deutschen Nationaltheater Weimar*  
Prof. Dr. Werner Frick
- 341 *Die Preisträger des 2. Essay-Wettbewerbs der Goethe-Gesellschaft*
- 342 Roland Muntschick  
*Warum Goethes Lyrik lesen?*
- 349 Sebastian Wilde  
*Die artikulierte Lücke. Über die Möglichkeiten der Kunst in Goethes »Cam-  
pagne in Frankreich 1792« und »Belagerung von Maynz«*
- 355 Birte Lipinski  
*Der Gattenwechsel im Gattungswechsel oder: Wie man Goethes »Wahl-  
verwandtschaften« auf den neuesten Stand dramatisiert*
- 362 Tobias Roth  
*Ein unverständlicher Anspruch. Zu Goethes Satz: »Man weicht der Welt  
nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer  
mit ihr als durch die Kunst«*
- 366 Sebastian Treyz  
*»Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man ver-  
knüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst«. Überlegungen zum  
Verhältnis von Natur und Kunst in Goethes Ästhetik*
- 374 Gabriela Zgrzebnicka  
*»Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man ver-  
knüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst«. Was könnte der Satz  
aus Goethes »Maximen und Reflexionen« meinen? Und hat er heute noch  
Gültigkeit?*

- 380 *Aus dem Leben der Goethe-Gesellschaft*
- 380 *In memoriam*
- 385 *Bericht über die 81. Hauptversammlung vom 3. bis 6. Juni 2009: »Weite Welt und breites Leben« – Goethe, der Weltbürger*
- 388 *Tätigkeitsbericht des Präsidenten*
- 398 *Protokoll der Mitgliederversammlung am 5. Juni 2009 in Weimar*
- 405 *Geschäftsbericht des Schatzmeisters für die Jahre 2007 und 2008*
- 409 *Bericht der Kassenprüfer für die Geschäftsjahre 2007 und 2008*
- 411 *Ehrung mit der Goldenen Goethe-Medaille*
- 417 *Rede von Herrn Prof. Dr. Norbert Miller beim Empfang der Goethe-Medaille*
- 419 *Verleihung der Ehrenmitgliedschaft*
- 424 *Bericht über das 5. Symposium junger Goetheforscher am 3. Juni 2009 in Weimar*
- 428 *Bericht über die Jahrestagung der deutschen Goethe-Gesellschaften vom 21. bis 24. Mai 2009 in Frankfurt am Main*
- 431 *Bericht über den 5. internationalen Sommerkurs der Goethe-Gesellschaft vom 16. bis 29. August 2009*
- 433 *Veranstaltungen der Goethe-Gesellschaft im Jahr 2009*
- 435 *Stipendiatenprogramm im Jahr 2009*
- 436 *Dank für Zuwendungen im Jahr 2009*
- 438 *Dank für langjährige Mitgliedschaften in der Goethe-Gesellschaft*
- 440 *Tätigkeitsberichte der Ortsvereinigungen für das Jahr 2008*
- 463 *Aus dem Leben ausländischer Goethe-Gesellschaften*
- 463 *Bericht über das Podium zur Tätigkeit der Goethe-Gesellschaften im Ausland am 6. Juni 2009*

- 466 *Ausschreibungstext zur Vergabe von Goethe-Stipendien*
- 467 *Die Mitarbeiter dieses Bandes*
- 470 *Goethe-Bibliographie 2008 mit Namenregister*
- 537 *Liste der im Jahr 2009 eingegangenen Bücher*
- 539 *Siglen-Verzeichnis*
- 540 *Abbildungsnachweis*
- 541 *Manuskripthinweise*

## Vorwort

Historische Begriffe sind wie alles Gedachte und Geschriebene der Zeit unterworfen; sie können in Vergessenheit geraten, ihre Wirkungsmacht aber auch kontinuierlich unter Beweis stellen und zuweilen sogar eine nicht vorhersehbare Konjunktur erleben.

Letzteres ist in jüngerer Zeit dem Begriff Weltliteratur widerfahren, den zwar Wieland geprägt, Goethe aber recht eigentlich in Umlauf gesetzt hat; ›weltbürgerlicher Sinn‹ und Weltliteratur sind für ihn zwei Seiten einer Medaille gewesen. Im Zeitalter der Globalisierung, zu deren Folgen ein weltweiter Austausch kultureller Güter gehört, hat Goethes Vorstellung von Weltliteratur, die den Aspekt von Kommunikation in einem umfassenden Sinne in den Mittelpunkt stellt, eine neue Dimension erhalten. Die oft beschworene Globalisierung vollzieht sich nicht im Zeichen einer die Kontinente übergreifenden Weltharmonie. Vielmehr prägen sich in den Kulturen der Welt Gegensätze aus, die von den Theoretikern des Zeitgeistes in eine martialische Metaphorik gefasst werden; vom *clash of civilizations* ist die Rede. Ein vergebliches Unterfangen bliebe es, Goethe dagegen einfach als Heilsbringer aufzurufen; manches wäre schon gewonnen, wenn Goethes Auffassung, kulturelle Alterität sei nicht nur zu tolerieren, sondern in ihren historischen Wurzeln aufzusuchen und dann in ihrer Eigenheit anzuerkennen, allgemeinere Verbreitung fände. Mehr als eine historische Epoche trennt uns von Goethe, doch was er an der Schwelle der Moderne über das Verhältnis von Eigenem und Fremdem im Prozess kultureller Kommunikation gesagt hat, verdient stets von neuem zur Diskussion gestellt zu werden.

Es war mithin ein durchaus aktuelles Bedürfnis, das den Vorstand der Goethe-Gesellschaft bewogen hatte, das Thema *Goethe, der Weltbürger* auf die Tagesordnung der Hauptversammlung 2009 zu setzen. Gleichmaßen war der Vorstand bestrebt, möglichst viele Germanisten aus dem Ausland zu Wort kommen zu lassen. Weltbürgertum und Weltliteratur erwiesen sich in der Perspektive der Referenten als korrelierende Begriffe. Während der Festvortrag von Yoshito Takahashi den Begriff Weltliteratur in einen weiten geistesgeschichtlichen Bezugsrahmen stellte, konzentrierten sich die Vorträge in den Arbeitsgruppen auf allgemeinhistorische wie auf werk- und rezeptionsgeschichtliche Aspekte des Themas. Überzeugend konnte gezeigt werden, dass Goethes Konzept von Weltbürgertum seine Wurzeln sowohl in seinem ›weltbürgerlichen Sinn‹ als auch in seinem generellen Verständnis von Politik hat, worin sein Verhältnis zur Französischen Revolution ein starkes Korrektiv darstellt und nach der Jahrhundertwende Napoleon eine ›dämonische‹ Position behauptet; von dessen Europapolitik erhoffte sich Goethe gleichwohl eine Befriedung des Kontinents. Auch wenn sich das Konzept des ›Weltlesers‹ Goethe von einer Weltkultur im Zeichen von Kommunikation und daraus erwachsendem wechselseitigem Begreifen poetisch und poetologisch erst im *West-östlichen Divan*

herausbildet und danach insbesondere in *Wilhelm Meisters Wanderjahren* entfaltet wird, so liegen seine Ursprünge bereits in den Dramen um Iphigenie und Faust. Dass von dem vielfach noch unterschätzten ›Archivroman‹ *Wilhelm Meisters Wanderjahre* Verbindungslinien zu ziehen sind zur realhistorischen wie kulturellen Migrationsbewegung unserer Zeit, ließen die entsprechenden Beiträge ebenfalls erkennbar werden.

Auf dem Felde der intellektuellen Auseinandersetzung erweist sich Goethes Werk im Hinblick auf seine Substanz und seine Aktualität als Bestandteil einer wissenschaftlichen Weltkultur. Darüber gibt der stattliche Rezensionsteil des Jahrbuchs ebenso Auskunft wie die periodische Bibliographie, die nach wie vor Goethefreunden in aller Welt Wege zu Goethe aufzeigen soll.

Im Oktober 1809 ist Goethes Roman *Die Wahlverwandtschaften* erschienen. Selbst zweihundert Jahre danach stellen sich dessen ästhetische Geheimnisse für jeden Interpreten als Herausforderung dar. So lag es nahe, unter die Themen des zweiten Essay-Wettbewerbs der Goethe-Gesellschaft eine Maxime aus den *Wahlverwandtschaften* aufzunehmen, die sich unter den 40 jungen Essayisten besonderer Beliebtheit erfreute. Die abgedruckten preisgekrönten Essays bilden das Scharnier zwischen dem im engeren Sinne wissenschaftlichen Teil des Jahrbuchs und den Mitteilungen aus unserer Gesellschaft. Dass sich hier die Stimme einer jungen Generation Geltung verschafft, möchten wir nicht zuletzt als Zeichen für die Lebendigkeit unserer Gesellschaft verstehen.

*Die Herausgeber*

# *Rede des Präsidenten der Goethe-Gesellschaft zur Eröffnung der 81. Hauptversammlung*

DR. HABIL. JOCHEN GOLZ

Sehr geehrter Herr Minister Müller,  
sehr geehrter Herr Staatssekretär Haußner,  
meine sehr verehrten Damen und Herren,  
liebe Mitglieder und Freunde der Goethe-Gesellschaft,

zur Eröffnung der 81. Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft darf ich Sie hier im Deutschen Nationaltheater Weimar herzlich willkommen heißen. Mein Willkommensgruß gilt den Mitgliedern und Gästen unserer Gesellschaft aus zwanzig Staaten, darunter Studenten und junge Wissenschaftler, ehemalige und gegenwärtige Stipendiaten, Vorsitzende ausländischer Goethe-Gesellschaften, die sich in größerer Zahl in Weimar eingefunden haben.

»*Weite Welt und breites Leben*« – *Goethe, der Weltbürger*, so lautet das Thema der diesjährigen Zusammenkunft. Weltbürgerlich im besten Sinne ist die Musik, die eingangs erklingen ist, ein Triosatz von Felix Mendelssohn Bartholdy, der als Zwölfjähriger schon Goethe vorgespielt hat, später im europäischen Musikleben festen Fuß fasste und im langsamen Satz seiner Italienischen Sinfonie die Erinnerung an seinen Lehrer Carl Friedrich Zelter und an den Zelter-Freund Goethe wachrief. Weltbürgerlich darf aber auch die Gemeinschaft der Musizierenden genannt werden, die uns mit ihrem Spiel Freude und Genuss bereitet haben: die spanische Pianistin Irene Hierrezuelo, die deutsche Violinistin Susanne Steinkühler und die koreanische Cellistin Hyerim Cho. Ein herzlicher Dank geht an die Studierenden der Hochschule für Musik Franz Liszt in Weimar, und ebenso herzlich sei den Lehrenden gedankt, die sie in der Weltsprache der Musik unterrichten.

»Gott grüß' euch, Brüder, / Sämtliche Oner und Aner!« hat Goethe 1827 ironisch den Onern und Anern, den Angehörigen aller Parteiungen, zugerufen und sie anschließend wissen lassen: »Ich bin Weltbewohner, / Bin Weimaraner« (WA I, 3, S. 314). In der Spannung von Öffnung zur Welt und räumlich begrenzter Wendung nach innen können wir Goethes Leben und Werk begreifen. Mehr als fünfzig Jahre lang bildete Weimar, ein halbes Jahrhundert lang bildete das Haus am Frauenplan seinen Lebensmittelpunkt. Weimar wurde darum selbstverständlich der Gründungs-ort der Goethe-Gesellschaft, die sich am 20. und 21. Juni 1885 konstituierte, und blieb bis heute deren Sitz. Als in der Zeit der deutschen Teilung eine Spaltung der Gesellschaft drohte, haben die Präsidenten Anton Kippenberg und Andreas Bruno Wachsmuth stets auf Weimar als dem Sitz der Gesellschaft bestanden – gegen Widerstände in Ost und West. Wenn man heute Briefe Wachsmuths aus den 1950er und 1960er Jahren liest, glaubt man zu spüren, dass Wachsmuth niemals das ferne Ziel der deutschen Einheit aus den Augen verloren hat, dass er so manchen Kompromiss geschlossen hat in der Zuversicht, eines Tages die Mitglieder der Goethe-

Gesellschaft in einer wahrhaft weltoffenen Stadt Weimar begrüßen zu können. Er selbst hat die Einlösung seiner Hoffnung nicht mehr erleben können. Wir aber erfreuen uns einer Weltoffenheit, wie sie seit 1990 allen Deutschen zuteil geworden ist. Weimar und Thüringen sind wie zu Zeiten der Klassiker durch viele Fäden mit der Welt verbunden.

Thüringen ist das Sitzland der Goethe-Gesellschaft. Naturgemäß ist die Verbindung zwischen dem Freistaat Thüringen und der Goethe-Gesellschaft besonders eng und vertrauensvoll und es gehört zu den guten Traditionen unserer Hauptversammlung, dass wir hohe Repräsentanten des politischen Lebens in Thüringen hier im Deutschen Nationaltheater begrüßen können. Wenn in diesem Jahr Ministerpräsident Dieter Althaus nicht zu uns sprechen kann, so ist dies zwingenden politischen Terminen geschuldet. Ich muss nicht eigens darlegen, welche drängenden Problemen sich in der gegenwärtigen krisenhaften Weltverfassung auch der Ministerpräsident des Freistaates Thüringen zu stellen hat. Ihn begleiten auf diesem Wege unsere besten Wünsche. Dass Sie, sehr geehrter Herr Minister Müller, heute das Wort an uns richten, sehen wir gleichermaßen als Zeichen der Wertschätzung einer großen Tradition wie als Anerkennung unserer gegenwärtigen Tätigkeit an. Seien Sie herzlich willkommen. Am heutigen Morgen haben Sie ehemalige Goethe-Stipendiaten des Freistaates empfangen und sich davon überzeugen können, welchen erfolgreichen Weg die jungen Wissenschaftler inzwischen eingeschlagen haben. Dankbar nehmen wir das uns gewährte Vorschlagsrecht für das Goethe-Stipendium des Freistaates wahr und dankbar sei auch erwähnt, dass der Freistaat uns kontinuierlich finanzielle Zuwendungen gewährt.

Als weltoffen erweist sich die Goethe-Gesellschaft nicht zuletzt in ihrem eigenen Stipendienprogramm, das unter der Präsidentschaft von Prof. Dr. Werner Keller 1993 ins Leben gerufen wurde. Dank privater Förderer und dank der Zuwendungen des Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien können jährlich in der Regel zwölf Stipendiaten eingeladen werden. Der Begründer und unermüdliche Förderer unseres Programms, unser jetziger Ehrenpräsident Prof. Keller, ist anwesend; herzlich darf ich ihn und seine Frau in unserer Mitte begrüßen. Werner Kellers besondere humanitäre Fürsorge gehört dem leidgeprüften Georgien, das zum Spielball der Weltmächte zu werden droht. Ungeachtet aller politischen und sozialen Probleme in Georgien haben die deutsche Sprache und Literatur dort nach wie vor einen hohen Stellenwert, empfangen wir in jedem Jahr in Weimar begabte junge Studenten und Wissenschaftler. Heute haben wir die Freude, ein Grußwort von Frau Mariam Mtchedlidze zu hören, einer ehemaligen Stipendiatin des Freistaates, die zurzeit einen längeren Forschungsaufenthalt an der Friedrich-Schiller-Universität Jena absolviert. Seien Sie uns herzlich willkommen.

Weltoffen und gastfrei ist auch die Stadt Weimar, deren Oberbürgermeister, Herrn Stefan Wolf, ich herzlich begrüße und dem ich dafür danke, dass die Stadt Weimar ihr Scherflein zur Ausrichtung der Hauptversammlung beigetragen hat. Nicht ohne Nebensinn füge ich hinzu, dass die Goethe-Gesellschaft für die Hotellerie der Stadt – zur Zeit der Hauptversammlung ohnehin, doch dank der Reisefreudigkeit ihrer Mitglieder auch über die Zeit dazwischen – einen nicht unerheblichen Wirtschaftsfaktor darstellt. Die Repräsentanten der Weimarer Gastlichkeit hier im Saal darf ich herzlich begrüßen; stellvertretend für alle erlauben Sie mir die

persönliche Begrüßung von Herrn Albert Voigts, dem Direktor des Grand Hotels Russischer Hof.

Es ist mir eine große Freude, Herrn Stephan Märki, den Generalintendanten des Deutschen Nationaltheaters, begrüßen zu können und ich danke ihm dafür, dass er uns sein Haus zu günstigen Konditionen zur Verfügung gestellt hat. In seinen Mitarbeitern finden wir stets sehr hilfsbereite Partner, und deren große Kollegialität hat sich gerade bei der Spielplangestaltung des heutigen Abends erwiesen, die höherer Gewalt zufolge einige Komplikationen aufwies und am Ende zur *Zauberflöte* führte. Vor zwei Jahren hatte ich noch gute Wünsche für das Deutsche Nationaltheater formulieren müssen, die, bezogen auf die klassische Periode, in den Satz mündeten: »Was damals an Theaterarbeit von hoher Qualität in allen Gattungen unter den kargen Verhältnissen des Herzogtums Sachsen-Weimar möglich war, sollte heute erst recht Bestand und Zukunft haben«. Ich freue mich sehr, dass die von mir damals skizzierte Theaterarbeit unter Ihrer Leitung, sehr geehrter Herr Märki, nunmehr fortgesetzt werden kann.

Seit den Tagen ihrer Gründung hat die Goethe-Gesellschaft einen internationalen Status besessen und ihre in die Welt hineinstrahlende Wirkung korrespondiert aufs glücklichste mit Goethes Weltbürgertum. Doch erst nach 1990 hat die Goethe-Gesellschaft ihre internationalen Kontakte, von den Konflikten des Kalten Krieges unbelastet, entfalten und ausbauen können. Zahlreiche neue internationale Goethe-Gesellschaften sind seither entstanden; insgesamt sind es heute 38 – die jüngste Gründung erfolgte vor wenigen Wochen in São Paulo in Brasilien. An dieser Stelle habe ich die traurige Pflicht, Ihnen mitzuteilen, dass sich die brasilianische Germanistin Dr. Izabela Maria Furtado-Kestler, Gründungsmitglied der dortigen Goethe-Gesellschaft, auf dem Weg nach Weimar zur Hauptversammlung befunden hat – in der Unglücksmaschine der Air France.

Es war für uns Ehre und Pflichtgebot zugleich, die diesjährige wissenschaftliche Konferenz wiederum zu einem Diskussionsforum der internationalen Germanistik werden zu lassen. Unter uns begrüße ich Referenten und Diskussionsleiter aus sechzehn Staaten. Der Deutschen Forschungsgemeinschaft sei für die finanzielle Unterstützung unserer wissenschaftlichen Konferenz gedankt.

Mit besonderer Freude erwähne ich, dass an der sonabendlichen Podiumsdiskussion zum Thema *Goethe im Ausland* Herr Prof. Dr. h.c. Klaus-Dieter Lehmann, der Präsident des Goethe-Instituts München, teilnehmen wird. Gute kooperative Beziehungen zwischen den internationalen Goethe-Gesellschaften und den jeweils am Ort befindlichen Goethe-Instituten stehen auf unserer Wunschliste obenan. »Goethes Sprache ist attraktiv«, hat Bundeskanzlerin Merkel bei ihrem Besuch in der Münchner Zentrale des Goethe-Instituts im September 2008 formuliert. Dass Goethe nach wie vor zu den am meisten übersetzten deutschen Autoren gehört, ist eine Tatsache. In jüngster Zeit ist, um ein repräsentatives Beispiel zu geben, in Frankreich eine neue vollständige *Faust*-Übersetzung von Jean Lacoste und Jacques Le Rider erschienen.

Traditionell wurde unsere Hauptversammlung gestern mit dem *Symposium junger Goetheforscher* eröffnet, bei dem Wissenschaftler aus Russland, Großbritannien, Schweden und Deutschland referiert haben. Sie fanden wiederum ein sehr interessantes zahlreiches Publikum. Herzlich ist der Sparkassen-Kulturstiftung Hessen-Thüringen für die wiederholte Förderung unseres Symposiums zu danken.

Eine Talentprobe anderer Art haben vierzig Studenten und junge Wissenschaftler abgelegt, die sich beim zweiten Essay-Wettbewerb der Goethe-Gesellschaft zu Wort gemeldet haben. Dass darunter zehn ausländische Einsendungen waren – auch aus Armenien und Indien –, hat die Jury besonders gefreut. So lag es nahe, abweichend von der Ausschreibung einen Sonderpreis für die beste ausländische Einsendung zu vergeben. Die Lobrede auf die Preisträger wird unser Vorstandsmitglied Prof. Dr. Werner Frick, einer der Juroren, halten.

Es ist eine besondere Ehre und Freude, dass die Goethe-Gesellschaft heute einem wahren Weltbürger im Reich der Musik ihre höchste Auszeichnung zuerkennen darf. Prof. Dr. h. c. mult. Dietrich Fischer-Dieskau wird in aller Welt als ›Denkmal des deutschen Liedes‹ apostrophiert. In einer unvergleichlich langen, erfolgreichen Künstlerlaufbahn hat er nicht zuletzt als musikalischer Botschafter Goethes auf allen Kontinenten gewirkt und sich darüber hinaus wissenschaftlich mit großen Gestalten der europäischen Kultur, so auch mit dem Theaterdirektor Goethe, auseinandergesetzt. Leider kann Dietrich Fischer-Dieskau aus gesundheitlichen Gründen die Auszeichnung nicht persönlich überreicht werden. An seiner statt wird Herr Prof. Dr. Norbert Miller, unser zweiter Medaillenempfänger, den ich herzlich begrüße, Medaille und Urkunde zusätzlich zu den eigenen Auszeichnungsinsignien in Empfang nehmen. Ich zögere sehr, Norbert Miller nur das Prädikat Germanist zuzusprechen, weil er in allen Reichen der Kunst zu Hause ist – man lese nur sein großartiges Buch über Goethe in Italien mit dem Titel *Der Wanderer*. Allein schon durch sein Amt als Präsident der Bayerischen Akademie der Schönen Künste ist der Laudator des heutigen Tages, Herr Prof. Dr. Dieter Borchmeyer, weit über seine germanistische Profession hinaus als Schirmherr der Künste anzusehen. Seien Sie herzlich willkommen, lieber Herr Borchmeyer. Ein glücklicher Zufall hat es gefügt, dass Herr Prof. Dr. Peter Gülke, gerade in Weimar zu Seminaren über Joseph Haydn zu Gast, sich spontan bereit erklärt hat, im Podiumsgespräch heute Abend für Dietrich Fischer-Dieskau einzuspringen. Peter Gülke, aus Weimar stammend, ist dem Deutschen Nationaltheater in besonderer Weise verbunden, war er doch, bevor er die DDR verließ, Anfang der 1980er Jahre musikalischer Chef der Weimarer Staatskapelle. Wie Dietrich Fischer-Dieskau gehört er zu den seltenen Doppelbegabungen, die künstlerische Praxis mit brillanten wissenschaftlichen Darlegungen zu verbinden wissen. Auch Ihnen, lieber Herr Gülke, ein herzliches Willkommen.

Goethe hat den Begriff der Weltliteratur nicht nur in aller Munde gebracht – wengleich die Priorität daran Christoph Martin Wieland zuzuweisen ist –, in Gestalt von Übersetzungen, Inszenierungen und wissenschaftlichen Interpretationen ist Goethes Werk selbst Bestandteil der Weltliteratur geworden. Dieses Phänomen kann aus der Ferne deutlicher noch als aus einer Nahperspektive wahrgenommen werden. Der Blick von außen kann unsere Erkenntnis des Eigenen schärfen, das Spektrum unseres Wissens bereichern. Für unseren Vorstand lag es nahe, die diesjährige Festrede einem ausländischen Intellektuellen anzuvertrauen, der aufgrund eigener profunder Bildung, einer Verwurzelung in fremder Kultur und aufmerksamem Spürsinn für kulturelle Alterität der Frage nachgehen kann, welche Bedeutung Goethes Idee der Weltliteratur unter den Verhältnissen der Moderne besitzen kann. Der Festrede von Herrn Prof. Dr. Yoshito Takahashi aus Kyoto sehen wir mit besonderer Erwartung entgegen. Seien Sie uns, lieber Herr Takahashi, herzlich willkommen.

Weltbewohner, Weltbürger, Weltliteratur – diese Prägungen, meine sehr verehrten Damen und Herren, sind Ergebnisse von Goethes Nachdenken in späteren Jahren, da er einerseits konstatierte, sein Zeitalter habe sich von ihm abgewandt, andererseits aber diesem Zeitalter weiterhin seine ungeteilte Aufmerksamkeit widmete, sich durch Lektüre und Gespräche zu informieren suchte, getreu der eigenen Maxime: »Bemühe dich, nicht unter deiner Zeit zu sein«.

Als Weltbewohner kann sich jedermann begreifen und in solchem existentiellen Sinne wollte Goethe sich, wie die eingangs zitierte Zahme Xenie zu erkennen gibt, unter den anderen Weltbewohnern nicht herausgehoben wissen, verstand er sich als Teil eines Ganzen; doch er zog diese sehr allgemeine Bestimmung sogleich ins Konkrete, wenn er sich im selben Atemzug als Weimaraner bekannte. Weltbürgertum erweist sich als ein humanitärer Status, wie er Goethe erst nach der Französischen Revolution zu Bewusstsein gelangte. Der fünfte Gesang seines Epos *Hermann und Dorothea*, 1796/97 entstanden, ist *Polyhymnia. Der Weltbürger* überschrieben. Mit »einem wahren, weltbürgerlichen Sinne«, so heißt es ein Jahr darauf in der *Einleitung in die Propyläen*, »der vielleicht nirgends reiner als bei Künsten und Wissenschaften stattfinden kann«, sollen »die mannichfaltigen Kunstschätze [...] allgemein brauchbar« (WA I, 47, S. 32) gemacht werden. Der Weltbürger, so 1816 in Goethes *Rede bei der Feierlichkeit der Stiftung des weißen Falkenordens*, lebe »mehr für andere als für sich selbst« (WA I, 36, S. 375). In dieser Hinsicht erweist sich Goethe als Erbe und Bewahrer aufklärerischer Prinzipien, denn die europäische Aufklärung hatte ein Ethos des altruistischen Handelns, hatte Anspruch und Freiheit der Vernunft als Signum wahrer Humanität auf ihre Fahnen geschrieben. Als Gegenbild zum Weltbürgertum erscheint bei Goethe das Vaterländische, dem er in seiner patriotisch-dumpfen Erscheinung mit Misstrauen begegnete. »Wo ich nütze ist mein Vaterland!« (WA I, 25.1, S. 181), heißt es in *Wilhelm Meisters Wanderjahren*. Vaterland der Romanfiguren, Ort ihres Handelns ist eine prospektive kultivierte Welt, in der Ländergrenzen bedeutungslos werden.

In der Orientierung auf das Humane begegnen sich Weltbürgertum und Weltliteratur in Goethes Denken. Am 20. Juli 1827 schreibt er an den schottischen Schiller-Biographen Thomas Carlyle:

Offenbar ist das Bestreben der besten Dichter und ästhetischen Schriftsteller aller Nationen schon seit geraumer Zeit auf das allgemein Menschliche gerichtet. In jedem Besondern, es sey nun historisch, mythologisch, fabelhaft, mehr oder weniger willkürlich ersonnen, wird man durch Nationalität und Persönlichkeit hindurch jenes Allgemeine immer mehr durchleuchten und durchschimmern sehn.

[...]

Was nun in den Dichtungen aller Nationen hierauf hindeutet und hinwirkt, dieß ist es was die übrigen sich anzueignen haben. Die Besonderheiten einer jeden muß man kennen lernen, um sie ihr zu lassen, um gerade dadurch mit ihr zu verkehren; denn die Eigenheiten einer Nation sind wie ihre Sprache und ihre Münzsorten, sie erleichtern den Verkehr, ja sie machen ihn erst vollkommen möglich. (WA IV, 42, S. 268 f.)

Als »Vermittler dieses allgemein geistigen Handels« kommt dem Übersetzer in Goethes Augen eine hohe Bedeutung zu. Das Übersetzen, so heißt es im gleichen Brief, bleibe »eins der wichtigsten und würdigsten Geschäfte in dem allgemeinen Weltwesen« (WA IV, 42, S. 270).

In erster Linie versteht Goethe unter ›Weltliteratur‹ moderne literarische Kommunikation in all ihren Spielarten und insofern stellt sich Weltliteratur für ihn als ambivalentes Phänomen dar. Einerseits weist es Züge des Veloziferischen auf, der rastlosen Beschleunigung aller ökonomischen und kulturellen Prozesse in der Moderne, andererseits verschafft sich in den literarischen Zeugnissen jenes Humane Geltung, dessen Wahrnehmung alle Nationen fester aneinanderbinden soll. Doch Goethes Hoffnung bleibt ein Gutteil Skepsis beigemischt. »Zeitschriften«, so postuliert er, »werden zu einer gehofften allgemeinen Weltliteratur auf das wirksamste beitragen; nur wiederholen wir, daß nicht die Rede sein könne, die Nationen sollen überein denken, sondern sie sollen nur einander gewahr werden, sich begreifen, und wenn sie sich wechselseitig nicht lieben mögen, sich einander wenigstens dulden lernen« (WA I, 41.2, S. 348).

Hat sich Goethes bescheidene Hoffnung auf wechselseitige Duldung der Nationen erfüllt? Die Frage ist uneingeschränkt wohl weder mit Ja noch mit Nein zu beantworten. Vielleicht sind wir besser beraten, wenn wir an die Stelle allgemeiner hoher Erwartungen das individuelle Verstehen des anderen, das Offenlegen des Eigenen für den anderen im persönlichen Gespräch, im wissenschaftlichen Diskurs, in der Literatur treten lassen. Im Jahre 2005 hat der große israelische Schriftsteller Amos Oz den Goethe-Preis der Stadt Frankfurt am Main empfangen. Am Schluss seiner Dankrede, veröffentlicht in der *Frankfurter Allgemeinen* vom 29. August 2005 (S. 33), sagte er:

Sich den anderen vorzustellen ist, glaube ich, ein sehr wirksames Gegengift gegen Fanatismus und Haß. Ich glaube, daß Bücher, die uns dazu bringen, sich den anderen vorzustellen, uns widerstandsfähiger machen gegen die Winkelzüge des Teufels, auch unseres inneren Teufels, des Mephisto im Herzen. [...] Sich den anderen vorzustellen ist nicht nur ein ästhetisches Mittel. Es ist nach meiner Ansicht auch ein wichtiger moralischer Imperativ. Und wenn Sie mir versprechen, mein kleines Berufsgeheimnis nicht zu verraten: Sich den anderen vorzustellen ist auch ein tiefes, ganz subtiles menschliches Vergnügen.

In solchem Sinne seien Ihnen allen gute, produktive Begegnungen und Gespräche in den nächsten Tagen hier in Weimar gewünscht!

# *Grußwort des Kultusministers des Freistaates Thüringen*

BERNWARD MÜLLER

Herr Präsident Dr. Jochen Golz,  
Herr Oberbürgermeister Stefan Wolf,  
Herr Professor Takahashi,  
Vertreter inländischer und ausländischer Goethe-Gesellschaften,  
Goethe-Freunde und Gäste,

Gott grüß' euch, Brüder,  
Sämtliche Oner und Aner!  
Ich bin Weltbewohner,  
Bin Weimaraner,  
Ich habe diesem edlen Kreis  
Durch Bildung mich empfohlen,  
Und wer es etwa besser weiß,  
Der mag's wo anders holen.<sup>1</sup>

Mit diesen Worten Goethes begrüße ich Sie im Namen der Thüringer Landesregierung. Herzlich willkommen in Thüringen, herzlich willkommen in Weimar!

Ich freue mich, dass die 81. Hauptversammlung wieder hier stattfinden kann, ist die Goethe-Gesellschaft in Weimar doch

- eine Botschafterin für die deutsche Klassik und Literatur
- unsere Regionalpatriotin im europäischen Ausland und
- ein Zeichen thüringischer Interkulturalität.

Und sie hat sich ganz im Sinne des Dichturfürsten in diesem Jahr dem Thema *Goethe, der Weltbürger* verschrieben. Goethes Vorstellung vom Weltbürgertum war es, dass die Menschen durchaus bürgerlich leben können, sich dennoch nicht abhängig von bürgerlicher Lokalität machen sollten. Konkret stellte Goethe fest, dass ideale Existenz allerorts möglich ist, indem er sagte: »[...] für den unbefangenen denkenden, für Den der sich über seine Zeit erheben kann, [ist] das Vaterland nirgends und überall«.²

Diesem Anspruch werden Sie, 600 Gäste aus 20 Ländern, heute gerecht. Die 7.000 Mitglieder der 59 deutschen Ortsvereinigungen sowie die 3.000 Mitglieder der Goethe-Gesellschaft in Weimar aus fünfzig Ländern überall auf der Welt vereinen sich unter dem Dach der gemeinsamen literarischen und kulturellen Begeisterung. Sie sind Fachleute und Experten, Enthusiasten und Schwärmer, vielleicht Idealisten, auf jeden Fall Literaturfreunde und -liebhaber, eben Goethe-Anhänger.

1 *Zahme Xenien*, V (WA I, 3, S. 314).

2 Goethe an Johann Jakob Hottinger, 15.3.1799 (WA IV, 14, S. 41).

Diese geballte Leidenschaft und das gebündelte Wissen haben in den letzten 124 Jahren unzählige Veranstaltungen, Editionen und Förderprogramme auf den Weg gebracht. Beispielhaft gehören dazu:

- die Goethe-Sommerschule für Schüler zusammen mit der Europäischen Jugendbildungs- und Jugendbegegnungsstätte Weimar
- der Goethe-Sommerkurs für Studierende
- das *Goethe-Jahrbuch* als *das* Periodikum zur Literatur der deutschen Klassik, welches mittlerweile zu den Standardwerken in internationalen Bibliotheken gehört
- die Schriftenreihe der Goethe-Gesellschaft
- die Weimarer Goethe-Vortragsreihe und
- das jährliche Stipendiatenprogramm.

Die Thüringer Landesregierung weiß die gute Arbeit der Goethe-Gesellschaft in Weimar zu schätzen und ist bemüht, Sie auch weiterhin zu unterstützen.

Den Vertretern der ausländischen Goethe-Gesellschaften, aber auch der deutschen Ortsvereinigungen, Ihrem großen ehrenamtlichen Engagement, gelten außerdem unsere hohe Anerkennung und unser Dank!

Goethe, der sich nicht nur selbst als Weltbürger bezeichnete, prägte in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts auch den Begriff der Weltliteratur. Damit verbunden war die Forderung nach internationaler Literaturkommunikation – Kommunikation, in einem, wie Goethe es beanspruchte, »sich immer weiter ausbreitenden Kreise«.<sup>3</sup> Möge die diesjährige Hauptversammlung ganz in diesem Sinn literarisch-kommunikativ verlaufen, Ihnen einen intensiven Erfahrungsaustausch ermöglichen und Inspiration für die Zukunft geben. Vielen Dank.

3 *Ceuvres dramatiques de Goethe, traduites de l'allemand* (WA I, 42.1, S. 178).

# *Grußwort des Oberbürgermeisters der Stadt Weimar*

STEFAN WOLF

Meine sehr geehrten Damen und Herren,  
liebe Goethe-Freunde aus zwanzig Ländern!  
Seien Sie mir alle sehr herzlich in Weimar willkommen!

Vor zehn Jahren, 1999 also, feierte unsere Stadt das Kulturstadtjahr. Und damit fiel auf Weimar, um es mit Goethe zu sagen, erneut »ein besonder Loos« (WA I, 16, S. 134).

Die kleine große Stadt hatte ihre Nominierung zur Kulturstadt Europas neben ihrer kulturhistorischen Bedeutung dem UNESCO-Welterbestatus der Stätten des klassischen Weimar und des Bauhauses und nicht zuletzt auch Goethes 250. Geburtstag zu verdanken. Welterbe und Weltbürger bestimmten also das Los und beeinflussen das »Ereignis Weimar« heute mehr denn je. Eine halbe Million Menschen aus aller Welt verweilen Jahr für Jahr in der 64.000-Einwohner-Stadt, um den Geist des Ortes und seine Strahlkraft auf sich wirken zu lassen.

Globale Zeitthemen werden hier verhandelt. Wissenschaftliche Kongresse, Stipendiatenprogramme, Kunstprojekte und öffentliche Vortragsreihen mit internationaler Beteiligung gehören zum Alltagsgeschehen, wie z.B. die neue Reihe *Vom Denken der Welt* des Kollegs Friedrich Nietzsche der Klassik Stiftung Weimar als freiem Ort der offenen philosophischen Auseinandersetzung und der wissenschaftlichen Reflexion der modernen Lebenswelt. Wesentliche Beiträge zum internationalen kulturellen Dialog und Diskurs leisten außerdem die Bauhaus-Universität, das Goethe-Institut, die Goethe-Gesellschaft – mit ihren Hauptversammlungen wie mit den ganzjährigen Vortragsreihen –, die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft, das Kunstfest und Vereine wie der e-werk-Verein und das Alternative Cultur-Centrum ACC.

Wir feiern in diesem Jahr die Weimarer Verfassung als Geburtsstunde der Demokratie in Deutschland und begehen das Bauhausjahr mit vielen internationalen Bezügen. Das »Weimarer Dreieck« als das Komitee zur Förderung der deutsch-französisch-polnischen Zusammenarbeit hat hier seit Februar 2009 ein eigenes Büro. Damit sei beispielhaft auch auf die wachsende politische Dimension der Stadt verwiesen. Dass uns derzeit die »Obama-nia« erfasst hat und der für morgen geplante Besuch des amerikanischen Präsidenten auf dem Ettersberg, dem düstersten Erinnerungsort unserer Geschichte, nicht nur die Bürger der Stadt beschäftigt, ist Ihnen sicher nicht entgangen.

Dennoch: Was wäre Weimar ohne das die Stadt unvergleichlich prägende und den geistigen Humus für alle folgenden Epochen bildende »Goldene Zeitalter«? Der Leistungskurs Deutsch würde sich mit Goethes Werken befassen und es gäbe vielleicht eine Schultheateraufführung zum 250. Geburtstag Friedrich Schillers wie in jeder Provinzstadt vergleichbarer Größe anstelle eines prall gefüllten Veranstaltungs-

programms zu einem »Schillerjahr 2009«, an dem sich selbstredend auch die Freunde Goethes beteiligen. Und was liegt in Weimar näher, als Schillerjahr und Bauhausjahr unter dem Aspekt der »ästhetischen Erziehung des Menschen« zu betrachten oder den Freiheitsdrang Schillers gedanklich mit den Bestrebungen der Autoren im Osten vor und nach 1989 zu verknüpfen? Freiheit, wie wir sie in einer offenen demokratischen Gesellschaft meinen, vereinnahmt die Dichter nicht. Sie erst ermöglicht die öffentliche Wirksamkeit von kosmopolitischem Denken.

Weltbürgertum und Weltgeltung bedingen einander. Goethe lehnte den Nationalismus entschieden ab und stand dem Patriotismus kritisch gegenüber. Sein berühmtes Diktum von 1827: »National-Literatur will jetzt nicht viel sagen, die Epoche der Welt-Literatur ist an der Zeit« (zu Eckermann, 31.1.1827; MA 19, S. 207) belegt die Weitsicht und Aktualität seines Denkens für uns Heutige, mit der Sie, meine sehr geehrten Damen und Herren, sich in den nächsten Tagen beschäftigen werden.

Ich wünsche Ihnen einen angenehmen Aufenthalt in der Kulturstadt Europas und der Tagung einen guten, erfolgreichen Verlauf!

# *Grußwort einer Stipendiatin aus Georgien*

MARIAM MTCHEDLIDZE

Sehr geehrter Herr Kultusminister Müller,  
sehr geehrter Herr Präsident Dr. Golz,  
sehr geehrter Herr Oberbürgermeister Wolf,  
hohe Festversammlung,

es ist mir eine Ehre, heute hier anwesend zu sein und ein Grußwort anlässlich der 81. Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft an Sie richten zu dürfen. Bereits in meiner Kindheit hat Deutschland eine besondere Faszination auf mich ausgeübt. Aber es war nicht nur das Land, das fern von Georgien lag und durch die Unerreichbarkeit in der Sowjetzeit von einer fast mythischen Aura umgeben war, sondern es waren auch die Menschen, die Sprache und die Kultur, die mich interessierten und den Wunsch in mir weckten, selbst einmal nach Deutschland zu reisen.

Als schließlich der Kalte Krieg zu Ende ging, die Sowjetunion zerbrach und Georgien 1991 unabhängig wurde, bestand erstmals die Möglichkeit, diesen Wunsch in die Tat umzusetzen. Die deutsch-georgische Freundschaft, die auch in der Sowjetzeit nie zum Erliegen kam, wurde nun von deutscher wie von georgischer Seite intensiv gepflegt und stetig ausgebaut.

Ich selbst kam in direkte Berührung mit der deutschen Sprache in der Schule. Der Deutschunterricht weckte noch stärker als zuvor mein Interesse an der deutschen Kultur. Es war aber vor allem die deutsche Sprache, die mich so sehr in ihren Bann gezogen hatte, dass ich die unbedingte Leidenschaft verspürte, diese fortwährend zu gebrauchen. Wenn sich mir nur die kleinste Gelegenheit bot, nutzte ich die Möglichkeit, mit Deutschen zu kommunizieren und deutsche Literatur zu lesen. Nach der Schule beschloss ich, Germanistik zu studieren, um meine Sprach- und Kulturkenntnisse auszubauen. So kam ich auch erstmals in Berührung mit den Werken von Goethe und Schiller, deren Intensität und Wirkung mich unglaublich beeindruckt haben.

Nach meinem Studium ist mein Wunsch, die deutsche Sprache vor Ort (Österreich, Deutschland) zu erleben, schließlich in Erfüllung gegangen. Dank der freundlichen Unterstützung mehrerer deutscher Stiftungen und Organisationen, wie der Zentralstelle für das Auslandsschulwesen, dem Pädagogischen Austauschdienst, »MitOst« und der Theodor-Hellbrügge-Stiftung, wurden mir Kurzaufenthalte in Deutschland ermöglicht. Zu meinem Bedauern allerdings waren die Deutschlandbesuche auf maximal zwei Monate begrenzt. Dies sollte sich jedoch im Oktober 2008 ändern. Ich hatte die große Ehre, als eine von zwei Stipendiatinnen aus dem osteuropäischen Raum für einen dreimonatigen Forschungsaufenthalt in Jena ausgewählt zu werden. Dieses Stipendium, ausgeschrieben vom Ministerpräsidenten des Freistaates Thüringen unter dem wohlklingenden Namen »Goestipendium«,

eröffnete mir die Möglichkeit, erstmals über einen längeren Zeitraum nach Deutschland zu reisen.

Meine Freude wurde allerdings zeitgleich getrübt. Im August des Jahres 2008, kurz nachdem ich die Zusage für das »Goestipendium« erhalten hatte, brach einmal mehr ein Krieg in Georgien aus. Die Ereignisse im August erschütterten das ganze Land. Die Vorbereitung auf meine Reise verlief vor einem unvorstellbar schweren emotionalen Hintergrund. Mit tränenden Augen schrieb ich die Mails an die deutsche Seite, namentlich an das Internationale Büro der Friedrich-Schiller-Universität Jena und das Prorektorat für Forschung unter der Leitung von Prof. Dr. Herbert Witte. Die tröstenden Antwortschreiben dieser Stellen gaben mir meinen Mut zurück. Man versprach mir jede erdenkliche Hilfe. Dank dieser Unterstützung konnte ich nach Jena kommen und die ruhige, traditionsreiche, moderne und mittelalterliche Stadt mit ihrem wunderbaren Angebot für Studium und Forschung genießen.

Das Glück war mir vergönnt, mich im Ambiente der Stadt Jena und des Landes Thüringen auch nach 2008 erfreuen zu dürfen. Wiederum wurde mir ein Forschungsstipendium gewährt. Nun bin ich Doktorandin der Friedrich-Schiller-Universität Jena – an der Doktorandenschule »Laboratorium Aufklärung«. Erneut wird mir die Chance auf einen Erfahrungs- und Arbeitsprozess geboten, die ich gar nicht genug würdigen kann. Daher werden mich mit Sicherheit hier in Deutschland und insbesondere in der Doppelstadt Weimar-Jena, wie einst dieser Raum von Goethe bezeichnet wurde, noch viele intensive und erfüllende Erlebnisse erwarten.

Heute ist es mir eine Freude, an dem vielseitigen wissenschaftlichen und kulturellen Programm zum Thema »*Weite Welt und breites Leben*« – *Goethe, der Weltbürger* teilnehmen zu dürfen. Im Besonderen möchte ich der Goethe-Gesellschaft für ihr internationales Wirken danken, dafür, dass sie die Pflege von Goethes Leben und Werk auch in meinem Heimatland Georgien seit vielen Jahren fördert.

Ich wünsche der 81. Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft einen guten Verlauf und freue mich auf wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn und die Gespräche mit Ihnen!

# VORTRÄGE WÄHREND DER 81. HAUPTVERSAMMLUNG

YOSHITO TAKAHASHI

## ›Weltliteratur‹ bei Wieland und Goethe\*

Nur noch wenigen wird heute der Name Eduard Grisebach (1845-1906) ein Begriff sein. In seiner Zeit jedoch war der Verfasser des *Neuen Tanhäuser* (zuerst 1871) weit bekannt, nicht nur durch seine dichterischen, sondern auch durch literaturwissenschaftliche Schriften wie *Das Goethe'sche Zeitalter der deutschen Dichtung* (1891) und *Die treulose Witwe. Eine chinesische Novelle und ihre Wanderung durch die Weltliteratur* (1877). Der Diplomat Grisebach hatte sich lange Jahre in vielen Hauptstädten Europas aufgehalten, dabei die Literatur dieser Länder aus erster Hand kennengelernt und das dort erworbene Wissen dazu genutzt, eine umfangreiche Büchersammlung unter dem Gesichtspunkt der Weltliteratur aufzubauen.

In den Jahren 1894-1895 dokumentierte er diese Sammlung in seinem *Katalog der Bücher eines deutschen Bibliophilen mit litterarischen und bibliographischen Anmerkungen*, der 1898 unter dem Titel *Weltliteratur-Katalog* neu aufgelegt wurde. Grisebachs Katalog galt bald als *das* Handbuch, »in dem es gelang, in vorbildlicher Form das Wesentliche der Weltliteratur zusammenzustellen«, und es gab Sammler, »die nach dem ›Weltliteraturkatalog‹ ihre Bücherwünsche geordnet und ihre Bibliotheken aufgebaut haben«.¹ Dieser erste deutsche Bücherkatalog mit der Bezeichnung ›Weltliteratur‹ im Titel gliedert sich in die Abteilungen *Deutsche Literatur* und *Weltliteratur der übrigen Kulturvölker*. Letztere verzeichnet neben europäischen Werken auch Titel z.B. der arabischen, chinesischen, indischen, japanischen, persischen und türkischen Literatur, diese zumeist aber in Übersetzungen ins Deutsche, Französische oder Englische.

Der Begriff ›Weltliteratur‹ war damals, wie wir aus der umfangreichen Materialsammlung in Jacob und Wilhelm Grimms *Deutschem Wörterbuch* wissen, allgemein bekannt und galt als eine Neuschöpfung Goethes aus dem Jahr 1827. In ihrem Aufbau und ihrer Intention aber folgt Grisebachs Sammlung nicht etwa den Vorstellungen Goethes, sondern steht Christoph Martin Wielands Auffassung von Weltliteratur viel näher, die Grisebach aber nicht gekannt haben dürfte. Über

\* Festvortrag, gehalten auf der 81. Hauptversammlung der Goethe-Gesellschaft in Weimar.

1 Martin Breslauer: *Eduard Grisebach als Sammler*. In: *Die Bibliothek des Dichters Eduard Grisebach wie sie verzeichnet steht im »Katalog eines deutschen Bibliophilen« und im »Weltliteratur-Katalog«* [...]. Katalog der Versteigerung 29.4.-1.5.1930 durch Martin Breslauer. Berlin 1930, S. [I-III]; hier S. [I].

Wieland und dessen Bibliothek wiederum schrieb seinerzeit sein Freund Friedrich Justin Bertuch:

Man sieht mit wahrem Vergnügen, wie Wielands Muse mit den Musen aller Zeiten u. Völker befreundet war u. alles Gute u. Schöne wo u. in welcher Form u. [in welchem] Gewande sie es auch immer fand, hochschätzte u. es sich zum Genusse wählte.<sup>2</sup>

Wieland verwendet den Begriff ›Weltliteratur‹, wie Hans-Joachim Weitz nachwies, bereits zwischen 1790 und seinem Todesjahr 1813, also lange vor Goethe, und zwar im Handexemplar seiner Übersetzung der Briefe des Horaz (1790), in das er eine Vielzahl von Verbesserungen, Korrekturen und Änderungen am Text eintrug.

In der *Zueignungsschrift der ersten Ausgabe: [Dessau 1782] An den Durchlauchtigsten Fürsten und Herrn, Herrn Carl August, Herzog zu Sachsen [...]*, hieß es ursprünglich:

[...] dasjenige was man in den schönsten Zeiten von Rom unter dem Wort **Urbanität** begriff, diesen Geschmack der Hauptstadt und diese feine Tinktur von Gelehrsamkeit, Weltkenntniß und Politesse, die man aus dem Lesen der besten Schriftsteller, und aus dem Umgang der cultiviertesten und vorzüglichsten Personen in einem sehr verfeinerten Zeitalter, unvermerkt annimmt [...]

Wieland strich nun »Gelehrsamkeit« sowie »Politesse«, fügte hinter »Weltkenntniß« zunächst »Wohlbelesenheit« ein, eliminierte jedoch auch dies wieder, um schließlich stattdessen »u[nd] Weltliteratur so wie von reifer Charakterbildung u[nd] Wohlbetragen« einzusetzen.<sup>3</sup> Urbanität bedeutet hier unter anderem also auch die Vertrautheit mit dem Fremden und Fernen. Damit wird Wielands Verständnis von ›Weltliteratur‹ deutlich, das Manfred Koch folgendermaßen beschreibt:

Wieland verwendet den Begriff noch im alten Sinn von »Litteratur haben« (im weitesten Sinn: Wissen von Geschriebenem haben) und kann ihn, bezogen auf die Antike, deshalb anstelle von »Gelehrsamkeit« einsetzen. Die alten Schriftsteller *hatten* also praktische Weltkenntnis und durch umfangreiches Schriftstudium erworbene »Weltliteratur«.<sup>4</sup>

Es gab demnach schon vor und auch neben Goethe Vorstellungen von ›Weltliteratur‹, sogar dort, wo das Wort selbst nicht benutzt wird.<sup>5</sup> Wieland gebraucht

2 *Verzeichnis der Bibliothek des verewigten Hofraths Wieland [...]*. Weimar 1814, Vorrede Bertuchs; zit. nach Breslauer (Anm. 1), S. 105, Nr. 1095.

3 Vgl. Hans-J. Weitz: ›Weltliteratur‹ zuerst bei Wieland. In: *Arcadia* 22 (1987), Heft 2, S. 206-208; hier S. 206 f. (Faksimile der betreffenden Stelle auf S. 207).

4 Manfred Koch: *Weimaraner Weltbewohner. Zur Genese von Goethes Begriff ›Weltliteratur‹*. Tübingen 2002, S. 44, Anm. 6.

5 Auf eine noch vor Wieland bezeugte Verwendung von ›Weltliteratur‹ bei dem Göttinger Historiker August Ludwig Schlözer (1735-1809) im Jahre 1772 verweist Rüdiger Schmitt: *Grußwort*. In: *Weltliteratur heute. Konzepte und Perspektiven*. Hrsg. von Manfred Schmeling. Würzburg 1995, S. 1; vgl. dazu Aeka Ishihara: ›Der Zauberlehrling‹ in der internationalen Flut. Ein kleiner Beitrag zum Weltliteratur-Konzept Goethes. In: *Neue Beiträge zur Germanistik* 7 (2008), Heft 1, S. 167-181; hier S. 169.

es, wie gezeigt, im Sinne von ›weltmännischer Bildung‹; Herder spricht von der ›*Literatur der ganzen Welt*‹, welche die Bibliothek in Alexandria enthalten habe,<sup>6</sup> womit die Summe aller Literaturen gemeint ist, und August Wilhelm Schlegel handelt im Zusammenhang mit der antiken und romantischen Literatur von einer ›nicht bloß national und temporär interessante[n], sondern universelle[n] und unvergängliche[n] Poesie‹,<sup>7</sup> also gewissermaßen von einem internationalen Kanon der größten Werke der Literaturen aller Zeiten und Länder.

›Weltliteratur‹ lässt sich aber auch noch anders verstehen, nämlich als ›Literatur über die Welt‹. Die Faszination, die Berichte über ferne Länder und ihre Bewohner auf die Europäer ausübten, bestand bereits seit der Zeit der Kreuzzüge. Die Reiseberichte des Marco Polo (1254-1324) oder des Jean de Mandeville (14. Jh.) waren lange vor der Erfindung des Buchdrucks handschriftlich weit verbreitet, erfreuten sich großer Beliebtheit und stehen am Beginn einer langen Tradition. Bezeichnend für Marco Polo ist dabei, dass er in seinem Bericht die Position eines Europäers einnimmt, »der zwar mit Stolz auf seine eigene Kultur zurückblickt, aber gebannt ist von dem Zauber einer wunderbaren und darum fast wie ein Märchen erlebten Welt«.<sup>8</sup> Die Entdeckungsreisen des 15. und 16. Jahrhunderts brachten dann »die Kunde vom noch bestehenden Goldenen Zeitalter aus exotischen Ländern« mit<sup>9</sup> (Kolumbus, Pierre Martyr d'Anghiera, Manoel da Nobrega). Mit der Erzählung *Oroonoko* der englischen Schriftstellerin Aphra Behn (1640-1689) betritt im Jahre 1688 zum ersten Mal der ›edle Wilde‹ die Bühne der europäischen Literatur. Die Autorin verbindet dabei die überaus exakte Beschreibung eines exotischen Schauplatzes (Surinam) mit der Einforderung »der ›natürlichen‹ Grundrechte des Menschen [...], jenseits von Hautfarbe und Religion«.<sup>10</sup> Seit Rousseaus *Discours sur l'inégalité* (1755) ist dieses Thema aus der Literatur nicht mehr fortzudenken.

Die Forschungsreisenden des 18. und frühen 19. Jahrhunderts versorgten die Europäer schließlich mit einer Fülle von Realien, Erkenntnissen und Informationen aus exotischen Welten. Einer dieser Reisenden war Georg Forster, der als junger Mann an der Seite seines Vaters an James Cooks zweiter Weltreise (1772-1775) teilgenommen hatte und darüber zuerst auf Englisch (*A Voyage round the World*, 1777) und dann auf Deutsch (*Johann Reinhold Forster's [...] Reise um die Welt*

6 Johann Gottfried Herder: *Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit. Beitrag zu vielen Beiträgen des Jahrhunderts*. In: ders.: *Werke in zehn Bänden*. Hrsg. von Günter Arnold u.a. Bd. 4: *Schriften zu Philosophie, Literatur, Kunst und Altertum 1774-1787*. Hrsg. von Jürgen Brummack u. Martin Bollacher. Frankfurt a.M. 1994, S. 9-107; hier S. 58; siehe dazu Koch (Anm. 4), S. 44, Anm. 7.

7 August Wilhelm Schlegel: *Kritische Schriften und Briefe*. 4 Bde. Hrsg. von Edgar Lohner. Bd. 4: *Geschichte der romantischen Literatur*. Stuttgart 1965, S. 14; siehe dazu Koch (Anm. 4), S. 44, Anm. 8.

8 Peter Müller: *Il Milione*. In: *Kindlers Literatur Lexikon im dtv*. München 1974, Bd. 15, S. 6312f.; hier S. 6312.

9 Klaus Reichert: *Die verspielte Realistin*. In: Aphra Behn: *Oroonoko oder die Geschichte des königlichen Sklaven*. Nachwort von Klaus Reichert. Übersetzt von Christine Hoepfener. Frankfurt a.M. 1966, S. 105-123; hier S. 117.

10 Reichert (Anm. 9), S. 122.

in den Jahren 1772 bis 1775 [...], 1778-1780) einen ebenso ausführlichen wie staunenswerten Bericht verfasste. Goethe, der mit Forster persönlich bekannt war, las nicht nur diese Reisebeschreibung und die *Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich*, die Geschichte einer Reise, die Forster 1790 mit dem jungen Alexander von Humboldt unternommen hatte, sondern auch dessen Übersetzung der englischen Ausgabe des indischen Dramas *Sakuntalā* von Kālidāsa ins Deutsche (1791). Einen Teil davon hatte Forster bereits 1787 in Schillers *Thalia* veröffentlicht. Herder und Goethe waren von der deutschen Übersetzung einer ihnen bis dahin unbekanntem Dichtung aus einer fremden Kultur tief beeindruckt. Schon 1791, d.h. im Jahr der deutschen Erstausgabe, drückte Goethe seine Begeisterung in einem berühmten Distichon an Friedrich Heinrich Jacobi aus, das kurz darauf in Friedrich von Gentz' und Gottlob Nathanael Fischers *Deutscher Monatsschrift* veröffentlicht wurde:

Will ich die Blumen des frühen, die Früchte des späteren Jahres,  
 Will ich was reizt und entzückt, will ich was sättigt und nährt,  
 Will ich den Himmel, die Erde mit einem Namen begreifen;  
 Nenn ich *Sakontala* dich und so ist alles gesagt.  
 (FA, I, 1, S. 702)

Wieland schätzte Forsters *Reise um die Welt* ebenfalls und veröffentlichte Auszüge daraus in der Zeitschrift *Der Teutsche Merkur*. Obwohl er sich sehr für fremde Länder interessierte und »eine große Zahl von Reisebeschreibungen und Berichten von Missionaren« las, »die in Indien und China tätig gewesen waren«, zeigte er persönlich wenig Neigung zum Reisen, und kann also wohl zu Recht als »arm chair traveller« bezeichnet werden. Angesichts dessen ist es interessant, dass die Schauplätze vieler seiner Werke »nicht in Deutschland und nicht in der Gegenwart« liegen, sondern vor allem im »klassischen Griechenland«, »in Spanien, Mexiko, Ägypten« oder in einem »märchenhaften Orient«. <sup>11</sup> In dem Roman *Der goldne Spiegel, oder die Könige von Scheschian, eine wahre Geschichte* (1772) durchwandert der junge Prinz Tifan »in der Gesellschaft des getreuen Dschengis zwey Jahre lang einen großen Theil von Asien«:

Er lernte die *Natur* unter tausend neuen Gestalten kennen, und erstaunte über die mannichfaltigen Wunder, wodurch die *Kunst* sie nachzuahmen ja selbst zu übertreffen und zu verbessern sucht. Aber er erstaunte noch mehr zu sehen, daß der elende Zustand der Völker durchgehends desto größer war, je mehr Natur und Kunst sich zu vereinigen schienen, sie glücklich zu machen. <sup>12</sup>

11 Sven-Aage Jørgensen: *Wielands Antike und Morgenland*. In: *Internationaler Germanisten-Kongreß in Tokyo. Sektion 12: Klassik-Konstruktion und Rezeption. Sektion 13: Orientalismus, Exotismus, koloniale Diskurse*. Hrsg. von Yoshinori Shichiji. München 1991, S. 129-135; hier S. 130.

12 Hier zitiert nach der Erstausgabe und nicht nach der Überarbeitung letzter Hand (1794): [Christoph Martin Wieland:] *Der Goldne Spiegel, oder die Könige von Scheschian, eine wahre Geschichte. Aus dem Scheschianischen übersetzt*. 4 Theile. Leipzig 1772; hier: Dritter Theil, S. 191 f. (Hervorhebungen Y.T.).

Trotz der Bezeichnung des Romans als »wahre Geschichte« sind alle Schilderungen der fernen Länder und der dort herrschenden gesellschaftlichen Verhältnisse, so plausibel sie auch klingen mögen, zwar aus vielem zusammengesetzt, was Wieland an anderer Stelle gelesen hatte, entsprechen aber in ihrer Gesamtheit keineswegs einem realen Asien zu irgendeiner Zeit. Jørgensen bemerkt dazu:

Wichtig war ihm in seinen Werken nicht die Wahrheit im Sinne historischer Faktizität, sondern die ›poetische‹ Wahrheit [...]. Indem europäische Konflikte und Möglichkeiten in fremdem Gewande durchgespielt werden, bekommt die orientalische Welt genau wie die Antike die Funktion eines Spiegels, eines Gegenbildes und eines Wunschtraums.<sup>13</sup>

In gleicher Weise wie Wieland in seinem Staatsroman verfährt auch Friedrich Maximilian Klinger in seinen gesellschaftskritischen Romanen *Der Faust der Morgenländer* (1797) oder *Geschichte Giafars des Barmeciden* (1792-1794). Alle Werke dieser Art sind in ihrem Kern eurozentrisch, woraus der Untertitel von Klingers ›orientalischem‹ Roman *Sahir, Eva's Erstgeborener im Paradiese* (1798) auch gar kein Geheimnis mehr macht: *Ein Beytrag zur Geschichte der europäischen Kultur und Humanität*. Man nimmt die ›Welt‹ also vornehmlich im Blick auf die eigene Situation und Lebenswelt zur Kenntnis, und versucht noch nicht, sie aus sich selbst heraus zu verstehen und für sich nutzbar zu machen, indem man mit ihr in eine wechselseitige Beziehung tritt.

Auch Goethe griff Stoffe aus fernegelegenen Ländern auf, in denen er nie gewesen war, so z.B. im *West-östlichen Divan* (1819) oder in den *Chinesisch-deutschen Jahres- und Tageszeiten* (1827). Doch anders als die vorgenannten Autoren verwendet er das von ihm bei Hafis oder den altchinesischen Dichtern Vorgefundene nicht als Dekor oder Kostüm, sondern geht einen Dialog mit ihnen ein. Wie wir wissen, war das Interesse des späten Goethe an der außereuropäischen Welt sehr groß, vor allem am Orient und an China. Etwas über die Gründe dafür erfahren wir aus seinem Gespräch mit Eckermann vom 31. Januar 1827 über einen chinesischen Roman, den er durch die Zeitschrift *Le Globe* kennengelernt hatte:<sup>14</sup>

Die [chinesischen] Menschen denken handeln und empfinden fast eben so wie wir und man fühlt sich sehr bald als ihres Gleichen nur daß bei ihnen alles klarer, reinlicher und sittlicher zugeht. Es ist bei ihnen alles verständig, bürgerlich ohne große Leidenschaft und poetischen Schwung und hat dadurch viele Ähnlichkeit mit meinem Hermann und Dorothea, so wie mit den englischen Romanen des Richardson. (FA II, 12, S. 223)

13 Jørgensen (Anm. 11), S. 134.

14 *Le Globe* vom 23.12.1826 und 27.1.1827. Es handelt sich dabei nicht um das Original, sondern um die französische Übersetzung des Romans *Ju-Kiao-Li ou les deux cousines*. Trad. par [Jean-Pierre] Abel-Rémusat. 4 vol. Paris 1826. – Die erste deutsche Ausgabe erschien kurz darauf (1827) in Wien: *Ju-Kiao-Li oder die beiden Basen. Ein chinesischer Roman. Mit einer Vergleichung der Chinesischen und Europäischen Romane als Vorrede*.

Im Vergleich damit werden die Lieder des Franzosen Pierre Jean de Béranger (1780-1857) sehr abwertend beurteilt: Im Gegensatz zum »Sittliche[n] und Schickliche[n]« des chinesischen Romans liege hier »ein unsittlicher, liederlicher Stoff zum Grunde«. Es sei »höchst merkwürdig, daß die Stoffe des chinesischen Dichters so durchaus sittlich und diejenigen des jetzigen ersten Dichters von Frankreich ganz das Gegenteil sind« (FA II, 12, S. 224). Goethe war der Meinung, dass die Europäer das Sittliche und Schickliche – man könnte auch sagen: die allgemeine Humanität – in der Beschäftigung mit der chinesischen Kultur wieder neu erlernen müssten. Obwohl auch Goethe in der Auseinandersetzung mit der asiatischen Kultur den Blick auf Europa richtet, benutzt er diese nicht als ein Vehikel für etwas ihr im Grunde Fremdes, sondern nimmt sie ernst und will sie – primär unter dem Gesichtspunkt der Humanität – für die europäische Kultur fruchtbar machen.

Auf welchem Wege aber konnte und sollte so etwas geschehen? Als Goethe 1827 begann, seine Gedanken über ›Weltliteratur‹ zu formulieren, hatte sich die Welt gegenüber dem 18. Jahrhundert grundlegend verändert. Die Ausweitung des internationalen Handelsverkehrs, die zunehmende Technisierung der Welt, der immer schnellere grenzüberschreitende Ideenaustausch, die politischen Umwälzungen der Französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege hatten Entwicklungen eingeleitet, die weder aufzuhalten noch rückgängig zu machen waren. Fritz Strich zufolge sind die Impulse der goetheschen Weltliteraturidee

[...] die rollende Zeit, das Tempo und die Leichtigkeit des modernen Verkehrs zwischen den Völkern, ihr Verständigungs- und Friedensbedürfnis nach den Napoleonischen Kriegen, der übersteigerte Nationalismus der Romantik, das europäische Chaos und nicht zuletzt das Christentum als die Religion der Humanität, wie das 18. Jahrhundert es verstanden hatte.<sup>15</sup>

Unter diesen Umständen wurden für den alten Goethe vor allem drei Punkte programmatisch: 1. das Humanitätsideal der Aufklärung in die neue Zeit hinüberzuretten, 2. den veränderten Gegebenheiten des Literaturbetriebs mit einem neuen Konzept zu begegnen und 3. seine eigene Stellung in diesem Literaturbetrieb zu behaupten. Offenbar fiel es ihm jedoch nicht leicht, diese drei Punkte in einer in sich geschlossenen Definition von ›Weltliteratur‹ unterzubringen – vielleicht wollte er dies auch gar nicht. Die »ausweichende[n] Bemerkungen«,<sup>16</sup> die er macht, wenn er auf dieses Thema zu sprechen kommt, könnten auch darin ihre Begründung finden, dass »beim späten Goethe« nicht selten das, »was bedeutsam erscheinen soll, verrätstelt«<sup>17</sup> wird.

Goethe sah in der Französischen Revolution, die von vielen seiner Landsleute begeistert begrüßt wurde, vor allem eine Bedrohung. Bei Gonthier-Louis Fink heißt es dazu:

15 Fritz Strich: *Goethe und die Weltliteratur*. 2., verbesserte u. ergänzte Aufl. Bern 1957, S. 53 f.

16 Strich (Anm. 15), S. 88.

17 Koch (Anm. 4), S. 4.

[...] ihr Expansionismus, der schließlich auf Besitzergreifung und Vertreibung der anders denkenden Bürger hinauslief, strafte den kosmopolitischen Messianismus der Revolutionäre Lügen und bedrohte die Existenz der Bürger, die, wie die Masse der Emigranten in *Hermann und Dorothea* zeigt, der Herausforderung moralisch nicht gewachsen waren, da jeder nur an sich dachte.<sup>18</sup>

In der Folge der Napoleonischen Kriege kam es dann in den deutschen Ländern als Abwehrreaktion auf eine befürchtete, immer stärker werdende französische Kulturhegemonie zu wachsenden nationalistischen Tendenzen, die nicht zuletzt von vielen Vertretern der deutschen Romantik angeregt und geteilt wurden. Goethe, der weder die kulturelle Vorherrschaft der Franzosen begrüßte noch sich dem deutschen Nationalismus anschließen wollte, sah vor allem die Gefahr eines fortschreitenden Verlustes humaner Ideale. Auf diese Bedrohung antwortete er mit seiner Vorstellung vom ›Weltbürgertum‹.

Der ›Weltbürger‹ oder Kosmopolit ist für Goethe nicht derjenige, der seine eigenen als gültig deklarierten politischen Ziele anderen aufzwingen will, sondern der Begriff bezeichnet bei ihm »gleichsam eine Kategorie aufgeklärter Geister«, das »Dasein eines Menschen, der bürgerlich lebt, dessen Leben aber nicht von einer bürgerlichen Lokalität abhängig ist, weil das Bürgerliche so internalisiert wurde, daß die hier beschriebene ideale Existenz überall möglich ist.«<sup>19</sup> ›Weltbürgertum‹ zielt auf das allgemein Menschliche und entspricht der Haltung jener selbstlosen Menschlichkeit, in der man »mehr für andere als für sich selbst«<sup>20</sup> lebt. Damit geht er über die Definition in Campes *Wörterbuch der Deutschen Sprache* (1811) hinaus, wo es unter dem Lemma ›Weltbürger‹ heißt:

[Dies ist] der Mensch, als ein Bürger oder freier Inwohner der Welt, d.h. der Erde, der Mensch, als Glied einer einzigen über die ganze Erde verbreiteten bürgerlichen Gesellschaft, der alle Menschen als Glieder derselben Gesellschaft, als Mitbürger betrachtet und behandelt (*Cosmopolit*). (S. 670)

Goethes Begriff des ›Weltbürgerlichen‹ spielt für seine Vorstellung von einer ›Weltliteratur‹ eine wichtige Rolle. In der von ihm herausgegebenen Zeitschrift *Propyläen* schreibt er beim Stellen einer Preisauflage für das Jahr 1801:

Vielleicht überzeugt man sich bald: daß es keine patriotische Kunst und patriotische Wissenschaft gebe. Beide gehören, wie alles Gute, der ganzen Welt an und können nur durch allgemeine, freie Wechselwirkung aller zugleich Lebenden, in steter Rücksicht auf das was uns vom Vergangenen übrig und bekannt ist, gefördert werden. (FA I, 18, S. 809)

18 Gonthier-Louis Fink: *Weltbürgertum und Weltliteratur. Goethes Antwort auf den revolutionären Messianismus und die nationalen Eingrenzungstendenzen seiner Zeit*. In: *Goethe und die Weltkultur*. Hrsg. von Klaus Manger. Heidelberg 2003, S. 173-225; hier S. 184 f.

19 Helmut Koopmann: *Weltbürgertum*. In: *Goethe-Handbuch*, Bd. 4.2, S. 1133 f.; hier S. 1133.

20 Aus der *Rede bei der Feierlichkeit der Stiftung des weißen Falkenordens* am 30.1.1816; zit. nach Koopmann (Anm. 19), S. 1134.

Später betont er bezüglich der Aufgabe der ›Weltliteratur‹,

[...] daß nicht die Rede seyn könne, die Nationen sollen übereindenken, sondern sie sollen nur einander gewahr werden, sich begreifen, und wenn sie sich wechselseitig nicht lieben mögen, sich einander wenigstens dulden lernen. (FA I, 22, S. 491)

Für Goethe richtet sich ›Weltliteratur‹ auf das »allgemein Menschliche«, jedoch nicht im Sinne einer die Besonderheiten verschiedener Kulturen ignorierenden oder gar negierenden Haltung, sondern in dem eines allgemeinen Austauschs und Verkehrs. In dem bekannten Brief an Thomas Carlyle vom 20. Juli 1827 schreibt er:

Offenbar ist das Bestreben der besten Dichter und ästhetischen Schriftsteller aller Nationen schon seit geraumer Zeit auf das allgemein Menschliche gerichtet. [...] Was nun in den Dichtungen aller Nationen hierauf hindeutet und hinwirkt, dieß ist es was die übrigen sich anzueignen haben. Die Besonderheiten einer jeden muß man kennen lernen, um sie ihr zu lassen, um gerade dadurch mit ihr zu verkehren; denn die Eigenheiten einer Nation sind wie ihre Sprache und ihre Münzsorten, sie erleichtern den Verkehr, ja sie machen ihn erst vollkommen möglich. (WA IV, 42, S. 268 f.)

Wollte man den humanen und auf interkulturellen Austausch angelegten Anspruch des goetheschen Weltliteratur-Begriffs auf die moderne Erscheinung der Globalisierung anwenden, so dürften wir keineswegs unter einer Globalisierung der Kulturen die Verallgemeinerung und Verbindlichkeit westlicher Werte für alle Regionen der Erde verstehen, sondern die Hinnahme der Unterschiede und die Toleranz ihnen gegenüber, so dass die »lebendigen und strebenden Literatoren« aller Länder – so Goethe 1828 – »einander kennen lernen und durch Neigung und Gemeinsinn sich veranlaßt finden gesellschaftlich zu wirken« (FA I, 25, S. 79).

Während in Goethes Brief an Carlyle lediglich von einem internationalen ›Verkehr‹ die Rede ist, spricht er im Jahre 1830 dezidiert von »geistige[m] Handelsverkehr«:

Es ist schon einige Zeit von einer allgemeinen Weltliteratur die Rede, und zwar nicht mit Unrecht: denn die sämtlichen Nationen, in den fürchterlichsten Kriegen durcheinander geschüttelt, sodann wieder auf sich selbst einzeln zurückgeführt, hatten zu bemerken, daß sie manches Fremdes gewahr geworden, in sich aufgenommen, bisher unbekannte geistige Bedürfnisse hie und da empfunden. Daraus entstand das Gefühl nachbarlicher Verhältnisse, und anstatt daß man sich bisher zugeschlossen hatte, kam der Geist nach und nach zu dem Verlangen, auch in den mehr oder weniger freyen geistigen Handelsverkehr mit aufgenommen zu werden.

Diese Bewegung währt zwar erst eine kurze Weile, aber doch immer lang genug, um schon einige Betrachtungen darüber anzustellen und aus ihr bald möglichst, wie man es im Waarenhandel ja auch thun muß, Vortheil und Genuß zu gewinnen. (FA I, 22, S. 870)

In diesem Zitat wird deutlich, dass Goethe hinsichtlich der ›Weltliteratur‹ klar erkennt, dass es in dem neuen Literaturbetrieb des 19. Jahrhunderts sowohl um geistigen Austausch geht wie auch um Literatur als ›Ware‹:

Weltliteratur ist [...] ein Geschäft und ein Verständigungsprozeß, ein durch Märkte und kulturelle Machtzentren determiniertes systemisches Geschehen auf der einen Seite, ein von Friedenssehnsüchten der Individuen und Völker getragenes Einigungsbemühen auf der anderen Seite.<sup>21</sup>

Wie sieht das in der Realität aus? Kaum bekannt ist, dass es in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in Deutschland – anders als im übrigen Europa – nicht wenige Verlage und Buchhändler gab, die ausländische Literatur in ihrer Originalsprache druckten oder importierten, wobei hier natürlich nicht die sogenannten toten Sprachen gemeint sind. Vor allem französische Autoren fanden stets problemlos Verleger und ihre Bücher waren für diese offenbar ein gutes Geschäft – die *lingua franca* des Adels und der gebildeten Welt war ja seit langem auch in Deutschland das Französische. Ebenso wurden italienische Autoren in der Originalsprache gedruckt und angeboten, allerdings in wesentlich kleinerer Zahl.

Was verwundert, ist das umfangreiche Angebot englischer Schriftsteller. Neben bekannten Namen wie William Shakespeare, Lawrence Sterne, Oliver Goldsmith oder Adam Ferguson finden sich nicht wenige heute vergessene Bücher wie etwa Edward Moores *Fables for the female sex* (1784). Um das Interesse des Publikums für *Ossian* zu wecken, legten Goethe und Johann Heinrich Merck in den Jahren 1773 bis 1777 eine vierbändige Ausgabe vor, die zunächst im Selbstverlag und dann mit den Erscheinungsorten Frankfurt und Leipzig »printed for J. G. Fleischer« erschien. Für diese Ausgabe radierte Goethe eigenhändig die Kupfertitel. Der erste Band wurde von Heinrich Christian Boie in einem Brief an Friedrich Wilhelm Gotter vom 23. Juni 1773 mit den Worten kommentiert: »Goethe hat den Ossian englisch nachdrucken lassen. Ein vortrefflicher Einfall!«<sup>22</sup>

Neben den Werken einzelner Autoren stehen Almanache, Anthologien und Zeitschriften in englischer Sprache, auch für das Erlernen des Englischen ist gesorgt. Im Jahre 1780 publiziert Carl Philipp Moritz *Drei Tabellen von der englischen Aussprache*, denen im selben Jahr eine *Anweisung zur englischen Accentuation* folgt. Vier Jahre später schließt sich diesen beiden Werken noch eine *Englische Sprachlehre für die Deutschen* an. Diese Liste ließe sich durch Verlagszeugnisse aus Mainz, Göttingen, Berlin, Leipzig, Hamburg, Halle und sogar Wien beliebig erweitern.<sup>23</sup>

Übertroffen wird das alles von der Flut der Übersetzungen der Goethe-Zeit. Auf dem europäischen und speziell auf dem deutschen Literaturmarkt waren Über-

21 Koch (Anm. 4), S. 2.

22 Zit. bei Ernst Schulte-Strathaus: *Bibliographie der Originalausgaben deutscher Dichtungen im Zeitalter Goethes*. Nach den Quellen bearbeitet. Bd. 1, Abt. 1 (Bogen 1-17. Mit 81 Abb.). München, Leipzig 1913, S. 140. – Eine zweite, vermehrte Ausgabe des *Ossian* erschien 1783 bei demselben Verleger. Für das bessere Verständnis sollten dann – nicht mehr von Goethe und Merck – *Ossian's Tales for Use and Entertainment. Ein Lesebuch für Anfänger im Englischen* (Nürnberg 1784) sorgen.

23 Vgl. dazu *Verzeichnis neuer Bücher, welche in der Leipziger Oster-Messe 1787 und von andern Ländern angeschaffet worden, und um beygesetzte billige Preise zu bekommen sind zu Göttingen bey Vandenhoeck und Ruprecht, Universitäts-Buchhändlern*. [Göttingen 1787], S. 98 (freundlicher Hinweis von Dr. Bernd Neumann, Kyoto).

setzungen von außerordentlicher Wichtigkeit, was Goethe früh erkannt hat. Er sah in der deutschen Sprache ein besonders geeignetes Medium, den gebildeten ›Weltbürgern‹ aller Länder fremdsprachige Literaturen zu vermitteln. Am 10. Januar 1825 äußerte er gegenüber Eckermann:

Es liegt in der deutschen Natur, alles Ausländische in seiner Art zu würdigen und sich fremder Eigentümlichkeit zu bequemen. Dieses, und die große Fügsamkeit unserer Sprache macht denn die deutschen Übersetzungen durchaus treu und vollkommen. (FA II, 12, S. 132)

Es gab im 18. und 19. Jahrhundert wohl kaum ein Land, in dem so viel aus fremden Sprachen übersetzt wurde wie in Deutschland. Deshalb konnte Goethe in dem bereits zitierten Brief an Carlyle schreiben:

Wer die deutsche Sprache versteht und studirt befindet sich auf dem Markte wo alle Nationen ihre Waren anbieten, er spielt den Dolmetscher indem er sich selbst bereichert.

Und so ist jeder Übersetzer anzusehen, daß er sich als Vermittler dieses allgemein geistigen Handels bemüht, und den Wechseltausch zu befördern sich zum Geschäft macht. Denn, was man auch von der Unzulänglichkeit des Übersetzens sagen mag, so ist und bleibt es doch eins der wichtigsten und würdigsten Geschäfte in dem allgemeinen Weltwesen. (WA IV, 42, S. 270)

In diesem Zusammenhang ist zu erwähnen, dass dieser »Wechseltausch« seit dem späten 18. Jahrhundert in immer größerem Maße durch Journale und Zeitschriften stattfand, deren immense Bedeutung für den »geistigen Handel« Goethe ebenfalls sehr klar erkannt hatte. Sie vermittelten ihm auch die Kenntnis darüber, wie die Übersetzung eigener Werke in fremde Sprachen von diesen Nationen aufgenommen wurde. Damit verbindet Goethe einen Gedanken, den er selber als neu empfand:

Hier aber tritt eine neue, vielleicht kaum empfundene, vielleicht nie ausgesprochene Bemerkung hervor: daß der Übersetzer nicht nur für seine Nation allein arbeitet, sondern auch für die, aus deren Sprache er das Werk herüber genommen. (WA IV, 44, S. 140)

Diese Anmerkung zu einer englischen Übersetzung von Schillers *Wallenstein* in einem Brief an Carlyle vom 15. Juni 1828 verband Goethe mit der Überlegung, dass auf diese Weise das Werk eines Dichters im zeitlichen Abstand »durch eine wohlgeratene Übersetzung späterhin wieder als frisch belebt erscheint«. <sup>24</sup> Dies ist ihm vor allem deshalb wichtig, weil in dem neuen internationalen Kulturaustausch allzu viel viel zu hastig rezipiert wurde:

Vorzüglich begegnet dies den Deutschen, die gar zu schnell alles was ihnen geboten wird, verarbeiten und, indem sie es durch mancherlei Wiederholungen umgestalten, es gewissermaßen vernichten. <sup>25</sup>

<sup>24</sup> Zit. nach Strich (Anm. 15), S. 36.

<sup>25</sup> Zit. nach ebd., S. 36.

Die sich hier andeutende Kritik am ›Veloziferischen‹ des Zeitalters ist konstitutiv für das Denken des späten Goethe. Bezogen auf Literatur findet es sich auch an anderer Stelle, verbunden mit einer Warnung vor den vorhersehbaren Folgen. Goethe befürchtete, dass nur noch das, was »der Menge zusagt [...] sich gränzenlos ausbreiten und wie wir jetzt schon sehen sich in allen Zonen und Gegenden empfehlen« werde (FA I, 22, S. 866), und so die breite Masse der Leser sich daran gewöhne, »in Mittelmäßigkeit zu verharren« (FA II, 10, S. 277).

Neben der Gefahr, von der so verstandenen ›Weltliteratur‹ selbst überschwemmt und womöglich ersäuft zu werden (siehe Goethes Brief an Zelter, 21.5.1828), neben der Gefahr, dass die deutsche Literatur letztendlich der Verlierer auf dem Weltliteraturmarkt sein könne,<sup>26</sup> sieht Goethe noch eine weitere Bedrohung durch die völlige Kommerzialisierung der Literatur, die die Autoren nur noch dem Diktat der Mode unterwerfe:

Alles wird nur darauf angelegt, dem Leser oder Zuschauer von heute Beifall abzulocken, darunter geht die Eigenart des Schriftstellers zugrunde, das schöpferische Feuer sinkt zusammen; er verkauft seine literarische Ehre. Und was hat er davon? Er überreizt seine Arbeitskraft, seine Phantasie, und erschöpft sich vor der Zeit, zu ruhiger Überlegung, zu stiller Sammlung kommt er nicht, daher auch nie zu völliger Reife; so leuchten und gehen sie alle dahin wie Meteore, ein Blitz, ein Glanz, und alles ist vorüber. (FA II, 11, S. 242)

Ähnlich ablehnend stand Goethe auch anderen Erscheinungen der zunehmend von Technik und Industrie bestimmten Arbeitswelt gegenüber. In den Bänden 21-23 der Ausgabe letzter Hand veröffentlichte er 1829 die erweiterte, endgültige Fassung des Romans *Wilhelm Meisters Wanderjahre* (Erstausgabe 1821), in der er eine Weberin sagen ließ:

Das überhand nehmende Maschinenwesen quält und ängstigt mich, es wälzt sich heran wie ein Gewitter, langsam, langsam; aber es hat seine Richtung genommen, es wird kommen und treffen. [...] Denken Sie daß viele Täler sich durch's Gebirg schlingen, wie das wodurch Sie herabkamen, noch schwebt Ihnen das hübsche frohe Leben vor das Sie diese Tage her dort gesehen [...]; denken Sie, wie das nach und nach zusammensinken, absterben, die Öde, durch Jahrhunderte belebt und bevölkert, wieder in ihre uralte Einsamkeit zurückfallen werde. (FA I, 10, S. 713)

Trotz seiner Kritik an der Technisierung und Industrialisierung auch des Literaturmarktes gab Goethe seine Idee von einer ›Weltliteratur‹ nicht auf; er versuchte, deren Potential und die künftigen Möglichkeiten realistisch einzuschätzen und ihre Grenzen abzustecken:

Wenn nun aber eine solche Weltliteratur, wie bey der sich immer vermehrenden Schnelligkeit des Verkehrs unausbleiblich ist, sich nächstens bildet, so dürfen wir nur nicht mehr und nichts anders von ihr erwarten als was sie leisten kann und leistet. (FA I, 22, S. 866)

<sup>26</sup> Vgl. ebd., S. 41-44.

Was aber konnte die Weltliteratur jetzt noch leisten? Goethe sah die Internationalisierung des europäischen Literaturmarktes für seine eigene, durch die Romantik gefährdete Stellung in der literarischen Welt Deutschlands positiv und in ihr eine Gelegenheit, sich von der Masse abzuheben, der es nicht wie ihm um das allgemeine Höhere ging. Seine negative Sicht der Zeitgenossen zeigte er unverhüllt in einem Brief an Julius Eduard Hitzig vom 11. November 1829:

Die deutsche Poesie bringt, man darf nur die tagtäglichen Produktionen und die beiden neuesten Musenalmanache ansehen, eigentlich nur Ausdrücke, Seufzer und Interjektionen wohldenkender Individuen. Jeder Einzelne tritt auf nach seinem Naturell und seiner Bildung; kaum irgend etwas geht in's Allgemeine, Höhere. (FA II, 11, S. 192)

Dass eine solche Kritik Auseinandersetzungen mit den Attackierten auslösen werde, übersah Goethe nicht. Doch rechnete er, wie sein Brief an Sulpiz Boisserée vom 12. Oktober 1827 zeigt, fest auf die ausgleichende Wirkung der sich konstituierenden ›Weltliteratur‹:

[...] daß dasjenige was ich Weltliteratur nenne dadurch vorzüglich entstehen wird, wenn die Differenzen, die innerhalb der einen Nation obwalten, durch Ansicht und Urtheil der übrigen ausgeglichen werden. (WA IV, 43, S. 106)

Auch bezüglich seiner eigenen Situation gab er sich gelassen und reagierte auf die scharfen Angriffe Wolfgang Menzels in dessen Schrift *Die deutsche Literatur* (1828) ebenso lakonisch wie selbstsicher mit einer Bemerkung in einem Brief an Zelter vom 31. Dezember 1829: »Wegen eines unsrer eigenen Landsleute und Anfechter braucht man sich nicht mehr zu rühren, die Nachbarn nehmen uns in Schutz« (FA II, 11, S. 215).

Man sieht also, dass Goethe den Begriff ›Weltliteratur‹, wenn es ihm angemessen erscheint, auch ›strategisch‹<sup>27</sup> einsetzte. In diesem Sinne blieb sein Verständnis von ›Weltliteratur‹, auch wenn er darunter nicht nur die europäischen Literaturen verstand, durchaus eurozentrisch. Um noch einmal Fritz Strich zu zitieren:

Der Widerspruch ist wohl so zu lösen: Die Weltliteratur ist nach Goethe *vorläufig* nur eine europäische. Sie ist im Begriff, sich in Europa zu verwirklichen. Eine europäische Literatur, also eine zwischen den Literaturen Europas und zwischen den europäischen Völkern vermittelnde und ausgetauschte Literatur, ist die erste Stufe der Weltliteratur, die sich, von hier aus beginnend, zu einem immer weiter um sich greifenden und endlich die Welt umfassenden Komplex erweitern wird. Weltliteratur ist ein werdender und wachsender Organismus, der sich aus dem Keim der europäischen Literatur entwickeln kann. Goethe selbst begann ja auch bereits mit seinem *West-östlichen Divan*, der die Brücke zwischen Orient und Okzident schlagen wollte, ihr die asiatische Welt einzugliedern.<sup>28</sup>

<sup>27</sup> Vgl. dazu Koch (Anm. 4), S. 232 u. 249.

<sup>28</sup> Strich (Anm. 15), S. 29f. Was aber ist nach Goethes Tod von seinen Vorstellungen wach geblieben? Karl Otto Conrady vertritt die Meinung, dass, da der Literaturkritiker Carlyle Goethes Gedanken aufnahm, dessen Wunsch nach ›Weltliteratur‹ – im Sinne des geistigen Austauschs der Nationen – Gehör gefunden habe (Karl Otto Conrady: *Goethe*.

Wie Grisebachs Beispiel und zahlreiche daran orientierte Büchersammlungen zeigen, hat sich letztlich nicht so sehr Goethes Idee von ›Weltliteratur‹ als *sich gegenseitig befruchtendem Verkehr* durchgesetzt, sondern eher Wielands Auffassung von Literatur als *geistigem Besitz*. Dass das nicht nur in Europa so ist, zeigt das Beispiel meiner Heimat Japan: Dort wird zwar außerordentlich viel ausländische Literatur übersetzt, aber nur selten im Original gelesen, und in den Bibliotheken stehen die »Werke der japanischen Literatur« von den »Werken der Weltliteratur« separiert, wobei hinzuzufügen ist, dass man in Japan unter dem Wort ›Welt‹ das Ausland versteht.

Auf der anderen Seite ist es deutschen Lesern, wenn sie nicht Japanologen sind, von vornherein verwehrt, japanische Literatur im Original kennenzulernen. Hier wird besonders deutlich, wie sehr man auf Übersetzungen und gegenseitige Hilfe angewiesen ist. Damit gewinnt ein Gedanke, den Werner Keller in seinem Grußwort zum 50. Jahrbuch der japanischen Goethe-Gesellschaft formulierte, erneut an Aktualität:

Goethe sprach in den *Wanderjahren* als erster von »Weltfrömmigkeit«, von jener Gesinnung, die, frei von jeder dogmatischen Bindung, willens ist, nicht nur dem Nachbarn, sondern gleicherweise dem »*fernen* Nächsten« beizustehen.<sup>29</sup>

*Leben und Werk*. Frankfurt a. M. 1987, Teil 2, S. 504). In Wahrheit jedoch interpretierte Carlyle Goethes weltanschaulich-literaturprogrammatische Intentionen um, da für ihn als Briten »die Prinzipien der Wahrheit und der Nützlichkeit als dasjenige eines humanen Idealismus einerseits und eines bürgerlichen Pragmatismus andererseits bereits in unüberbrückbarem Gegensatz« standen; vgl. Peter Weber: *Weltliteratur*. In: Goethe-Handbuch, Bd. 4.2, S. 1134-1137; hier S. 1137.

29 Werner Keller: *Gratulation zum 50. Goethe-Jahrbuch*. Tokyo 2008, S. 5.

DIETER BORCHMEYER

*Iphigenien.*  
*Goethe und die Tradition eines Mythos*

Auf dem Zuge nach Troja, an dem sich die Griechen für die Entführung Helenas durch den trojanischen Prinzen Paris kriegerisch rächen wollen, wird ihr Heer im Hafen von Aulis wegen einer von Artemis verhängten lähmenden Windstille aufgehalten. Nur durch die Opferung Iphigenies, der ältesten Tochter Agamemnons, des Feldherrn und Bruders von Menelaos, dem Paris die Gattin geraubt hat, könne die wegen einer Lästerung Agamemnons erzürnte Göttin – so verkündet der Seher Kalchas – besänftigt werden und das Heer seinen Kriegszug fortsetzen. Unter dem Vorwand ihrer bevorstehenden Verlobung mit Achill wird Iphigenie mit ihrer Mutter und ihrem kleinen Bruder Orest nach Aulis gelockt. Dort erfährt sie bald, was ihr in Wirklichkeit bevorsteht. Kniefällig fleht sie den Vater an, ihr das Leben zu lassen.

Mein Vater, hätt ich Orpheus' Mund, könnt ich  
Durch meiner Stimme Zauber Felsen mir  
Zu folgen zwingen, und durch meine Rede  
Des Menschen Herzen, wie ich wollte, schmelzen,  
Jetzt würd ich diese Kunst zu Hülfe rufen.  
Doch meine ganze Redekunst sind Tränen,  
Die hab ich und die will ich geben! Sieh,  
Statt eines Zweigs der Flehenden leg ich  
Mich selbst zu deinen Füßen – Töte mich  
Nicht in der Blüte! – Diese Sonne ist  
So lieblich! Zwing mich nicht, vor der Zeit  
Zu sehen, was hierunten ist! – Ich wars,  
Die dich zum ersten Male Vater nannte,  
Die erste, die du Kind genannt, die erste,  
Die auf dem väterlichen Schoße spielte  
Und Küsse gab und Küsse dir entlockte.

[...]

Du hasts vergessen, du, und willst mich töten.  
O nein! bei Pelops, deinem Ahnherrn! Nein!  
Bei deinem Vater Atreus und bei dieser,  
Die mich mit Schmerzen dir gebar und nun  
Aufs neue diese Schmerzen um mich leidet!

[...]

O gönne mir dein Auge! Gönne mir  
Nur einen Kuß, wenn auch nicht mehr Erhörung,

Daß ich *ein* Denkmal deiner Liebe doch  
 Mit zu den Toten nehme! Komm, mein Bruder!  
 Kannst du auch wenig tun für deine Lieben,  
 Hinknien und weinen kannst du doch. Er soll  
 Die Schwester nicht ums Leben bringen, sag ihm.  
 Gewiß! Auch Kinder fühlen Jammer nach.  
 Sieh, Vater! Eine stumme Bitte richtet er  
 An dich – Laß dich erweichen! Laß mich leben!  
 Bei deinen Wangen flehen wir dich an,  
 Zwei deiner Lieben, *der* unmündig noch,  
*Ich* eben kaum erwachsen! Soll ich dirs  
 In *ein* herzrührend Wort zusammenfassen?  
 Nichts Süßers gibt es, als der Sonne Licht  
 Zu schau! Niemand verlangt nach da unten.  
 Der raset, der den Tod herbeiwünscht! Besser  
 In Schande leben, als bewundert sterben.<sup>1</sup>

Agamemnon ist jedoch nicht umzustimmen: Griechenland zwingt ihn zu der grausamen Tat. Und Iphigenie wächst zur erhabenen Märtyrergestalt empor. Freiwillig entschließt sie sich, für Hellas zu sterben. Doch Artemis ersetzt im Moment der Opferung das Mädchen durch eine Hirschkuh und entrückt Iphigenie – wie wir wissen: auf die heutige Halbinsel Krim, wo das barbarische Volk der Taurer lebt.

Von wem aber stammen die soeben zitierten Verse, die – im Sinne der *Poetik* des Aristoteles, der als Grundgesetz der griechischen Tragödie die Erregung von Furcht und Mitleid und deren Reinigung oder Lösung in der Katharsis bestimmt hat – nicht nur das Mitleid Agamemnons, sondern auch die Tränen des Zuschauers erwecken sollen und erweckt haben? Das war große deutsche Bühnensprache, die eigentlich von niemandem als von Schiller stammen kann. Richtig: So redet Schillers Iphigenie. Schillers Iphigenie? Gibt es neben Goethes Iphigenie denn auch eine andere – von seinem literarischen Weggefährten?

Tatsächlich hat Schiller 1788, zwei Jahre nach Goethes endgültiger Fassung seiner *Iphigenie auf Tauris*, eine Übertragung der euripideischen *Iphigenie in Aulis* geschrieben. Sie ist von den Gelehrten vielfach getadelt worden, weil sie sich überwiegend auf lateinische, französische und andere deutsche Übersetzungen stützt und kaum auf das griechische Original. »Der antike Geist blickt wie ein Schatten durch das ihm geliehene Gewand«, bemerkte schon Wilhelm von Humboldt mit einer Mischung aus Ver- und Bewunderung.<sup>2</sup> Freilich kann man Schillers *Iphigenie* nur gerecht werden, wenn man sie nicht als Übersetzung im philologischen Sinne, sondern als schöpferische Anverwandlung und Metamorphose des euripideischen Originals, mithin selbst als Original liest.

1 Friedrich Schiller: *Sämtliche Werke in 5 Bänden*. Auf der Grundlage der Textedition von Herbert G. Göpfert hrsg. von Peter-André Alt, Albert Meier u. Wolfgang Riedel. München, Wien 2004. Bd. III, S. 335 f.

2 Wilhelm von Humboldt: *Vorerinnerung. Über Schiller und den Gang seiner Geistesentwicklung*. In: *Der Briefwechsel zwischen Friedrich Schiller und Wilhelm von Humboldt*. Hrsg. von Siegfried Seidel. Berlin 1962. Bd. I, S. 1-39; hier S. 10.

Aristoteles hat im 15. Kapitel seiner *Poetik* die fehlende Charakterkonsistenz in der euripideischen *Iphigenie in Aulis* kritisiert: Die bittflehende Iphigenie habe nichts mit der Gestalt gemeinsam, zu der sie sich im weiteren Verlauf des Stückes entwickle. Hier denkt der Grieche Aristoteles paradoxerweise moderner, psychologischer, Schiller hingegen antiker. Was Aristoteles und andere auf seinen Spuren »an dem Charakter Iphigeniens tadeln«, schreibt Schiller in den Anmerkungen zu seiner Übertragung, »wäre ich sehr versucht, dem Dichter als einen vorzüglich schönen Zug anzuschreiben; diese Mischung von Schwäche und Stärke, von Zaghaftigkeit und Heroismus ist ein wahres und reizendes Gemälde der Natur«.<sup>3</sup>

Schiller rechtfertigt hier an der Gestalt der euripideischen Iphigenie einen Grundzug seiner eigenen weiblichen Figuren, ob es sich um Luise in *Kabale und Liebe*, Elisabeth in *Don Carlos*, Thekla im *Wallenstein*, Maria Stuart oder Johanna in der *Jungfrau von Orleans* handelt: den »Übergang« von weiblicher Zärtlichkeit und Anhänglichkeit ans Leben zu todesentschlossenem Heroismus. Oder mit den eigenen Kategorien der ästhetischen Abhandlungen Schillers ausgedrückt: die Wandlung der »schönen Seele« – in der »Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmonieren«<sup>4</sup> – zur »erhabenen Seele«. Als eine solche hat Achilles Iphigenie in Schillers Übersetzung selbst bezeichnet.<sup>5</sup> In der erhabenen Seele aber setzen sich Vernunft und Pflicht über Sinnlichkeit und Neigung hinweg – bis hin zu deren gänzlicher Aufopferung. »Das Erhabene verschafft uns«, so Schiller in seinem Traktat *Über das Erhabene*, »einen Ausgang aus der sinnlichen Welt, worin uns das Schöne gern immer gefangen halten möchte. Nicht allmählich [...], sondern plötzlich und durch eine Erschütterung reißt es den selbständigen Geist aus dem Netze los, womit die verfeinerte Sinnlichkeit ihn umstrickte«.<sup>6</sup> Das gilt für Iphigenie wie etwa für Maria Stuart, welche sehr bewusst nach diesem Modell des erhabenen Charakters und seines »Heldenentschlusses« gestaltet ist. »Man löst sich nicht allmählich von dem Leben!«, bemerkt Hanna Kennedy über Maria Stuart vor deren Hinrichtung. »Mit *einem* Mal, schnell augenblicklich muß / Der Tausch geschehen zwischen Zeitlichem / und Ewigem« (V. 3402-3405).<sup>7</sup> Das ist eine genaue poetische Entsprechung zu dem soeben angeführten Zitat aus dem Traktat *Über das Erhabene*.

Kein Zweifel – dem, was wir unter klassisch verstehen, entspricht eher die schöne als die erhabene Seele, welche die Ausgewogenheit zwischen spiritueller und sensueller Welt hinter sich läßt. Goethe und Schiller haben gern ihr klassisches Ideal in die Gestalt der »schönen Seele« projiziert, und diese schöne Seele ist in der Regel weiblichen, die erhabene aber männlichen Geschlechts. Doch derartige das herkömmliche bürgerliche Frauenbild konservierende Äußerungen sind zwar theoretisch, aber mitnichten für die poetische Praxis Goethes und Schillers wirklich repräsentativ. Ihre Frauen sind weit emanzipierter (im Sinne einer Überschreitung

3 Schiller (Anm. 1), Bd. III, S. 349.

4 Ebd., Bd. V, S. 468 (*Über Anmut und Würde*).

5 Ebd., Bd. III, S. 344.

6 Ebd., Bd. V, S. 799.

7 Ebd., Bd. II, S. 663.

der ihnen von der Konvention zugeordneten Geschlechtsrolle), als das Vorurteil wissen will.

Alle drei attischen Tragiker haben eine *Iphigenie in Aulis* geschrieben, aber nur die euripideische hat sich erhalten und ist in ihrer Authentizität umstritten. Seit der Antike ist die Kritik an ihr nicht verstummt. Auch Schiller stimmt trotz seiner Verteidigung der Charakterzeichnung Iphigenies in den Chor der Kritiker ein und bemerkt: »Diese Tragödie ist vielleicht nicht die tadelfreieste des Euripides, weder im ganzen, noch in ihren Teilen«. <sup>8</sup> Ihre vermeintlichen Brüche hat man darauf zurückgeführt, dass sie eines der letzten Stücke des Dichters und wahrscheinlich erst postum von seinem gleichnamigen Neffen oder Sohn für die Bühne ergänzt und spielfähig gemacht worden sei. Auch byzantinische Gelehrte könnten ihre schreibenden Hände im Spiel gehabt haben. Der Schluss mit dem Botenbericht von der wunderbaren Entrückung Iphigenies ist offensichtlich spätere Zutat; Schiller hat ihn als außerhalb der »dramatischen Handlung« liegend (so seine Fußnote) bezeichnenderweise nicht übersetzt und lässt das Stück mit Iphigenies Abschied von der Mutter, dem Chor und der »Geliebte[n] Sonne« enden. <sup>9</sup> Im Original scheint Artemis als *dea ex machina* aufgetreten zu sein und Klytaimnestra mit der Verheißung getröstet zu haben (drei Verse haben sich davon erhalten), sie werde das Mädchen entrücken und stattdessen eine Hirschkuh schlachten lassen.

In sehr viel höherem Ansehen als die aulische steht bei antiken und modernen Philologen jene andere, Jahre zuvor verfasste *Iphigenie*, die von der Chronologie des mythischen Geschehens her die Fortsetzung der *Iphigenie in Aulis* ist: *Iphigenie bei den Taurern*. Umgeben von einem Chor griechischer Frauen, tritt Iphigenie als Priesterin eines barbarischen Artemis-Kults auf, der sie zwingt, alle Fremden, die es hierher verschlägt, der Göttin zu opfern. Dieses Schicksal droht auch ihrem unerkannten Bruder Orest. Dieser hat seine Mutter Klytaimnestra getötet, um ihren Mord an dem aus dem Trojanischen Krieg heimgekehrten Agamemnon zu vergelten. Von den Erinnyen, den Rächerinnen des Muttermords, gejagt und in den Wahnsinn getrieben, gelangt Orest auf Geheiß Apolls mit seinem Freund Pylades ins Taurerland, um das dortige Kultbild der Artemis nach Attika zu entführen, wo ihm ein neuer Kult gestiftet werden soll. Das ist die Bedingung der Befreiung Orests von der Verfolgung durch die Erinnyen. Dieser Ausgangspunkt des Geschehens verbindet die taurischen Iphigenien von Euripides und Goethe, deren Handlung freilich in wesentlich verschiedenen Bahnen verläuft.

Ein Handlungszug des euripideischen Dramas, der in Christoph Willibald Glucks *Iphigénie en Tauride*, die im selben Jahr 1779 ihre Pariser Uraufführung erlebt hat wie Goethes Prosa-*Iphigenie* ihre Weimarer, noch eine bedeutende Rolle spielen wird, ist bei Goethe eliminiert: Iphigenie will einen der beiden Freunde, die sie zur Opferung weihen soll, retten, damit er einen Brief von ihr in die Heimat bringen kann. Der von den Erinnyen geplagte Orest verzichtet zugunsten von Pylades auf die Überlebenschance. Pylades verpflichtet sich durch einen Eid, den Brief Iphigenies zu überbringen. Doch was ist, sollte er ihn etwa bei einem Schiffbruch verlieren? Er muss über seinen Inhalt informiert sein. Deshalb verliert Iphigenie den

8 Ebd., Bd. III, S. 348.

9 Ebd., S. 347.

Brief – und es kommt zu einer der großen Anagnorisis-Szenen der dramatischen Weltliteratur, die schon von Aristoteles gerühmt worden ist. Sie bildet die Peripetie der Handlung.

Mit ihr setzt Iphigenies *mechánema* (Intrige) ein: Die Geschwister planen die Flucht mit dem Kultbild der Artemis, indem Iphigenie zur List der angeblich notwendigen Reinigung des durch den Muttermörder Orest befleckten Kultbilds greift, zu welcher Thoas die Erlaubnis erteilt. Bei Euripides ist es also, im Gegensatz zu Goethe, bei dem Pylades der Erfinder der Intrige ist, Iphigenie, die sich den Betrug ausdenkt, denn, so heißt es in V. 1052, es ist die ungewöhnliche Fähigkeit der Frauen, hinterhältige Pläne auszuhecken: δεινὰί γάρ αἱ γυναῖκες εὐρίσκειν τέχνας. Ein größerer Gegensatz als zwischen der listenreichen euripideischen und der von unbedingtem Wahrheitsethos erfüllten goetheschen Iphigenie ist kaum denkbar. Doch die Flucht misslingt und erst das Eingreifen Athenes führt das glückliche Ende herbei.

Man hat sich gefragt, warum Euripides die gut vorbereitete Flucht misslingen lässt, denn dann hätte er sich die ›Notlösung‹ der *dea ex machina* ersparen können. Doch das ist ganz uneuripideisch gedacht: Der Dichter braucht das Eingreifen der Göttin, damit sie die Stiftung eines neuen Kults initiieren kann. Orest soll das den Taurern entführte Kultbild nach Halai bringen und für die nunmehr Artemis Tauro-polos genannte (›von den Taurern stammende‹) Göttin einen Tempel erbauen, Iphigenie aber in Brauron südlich von Halai als Priesterin der Artemis dienen. Tatsächlich hat diese literarische Kultstiftung auf den Artemiskult in Griechenland einen gewissen Einfluss ausgeübt.

Deutlich liegt Euripides an einer Humanisierung des Mythos: Der barbarische Kult der Taurer soll, das ist der Sinn der Kultstiftung Athenes (bezeichnenderweise der Schutzgöttin und Namensgeberin Athens), durch eine neue, spezifisch griechische Art der Götterverehrung überwunden werden. Sie war es ja bereits, welche am Altar zu Aulis als Opfer eine Hirschkuh substituierte – in gewisser Weise vergleichbar Abrahams Beinahe-Opferung Isaaks, der als Opfer durch einen Widder ersetzt wird: hier wie da die Überwindung des Menschenopfers als Bestandteil eines überständigen Kultes. Auch die Blutrache ist in der taurischen *Iphigenie* Bestandteil einer überholten Göttervorstellung. Deshalb wird der Schluss der aischyleischen *Orestie* noch einmal aufgemacht, das Urteil auf dem Areopag revidiert: Orest hat dort noch nicht Entsöhnung erfahren, sondern wird einer weiteren Prüfung mit dem Ziel einer neuen Kultstiftung ausgesetzt, durch die er endgültig – wiederum durch Athena – entsöhnt wird.

Iphigenie ist in der Tragödie des Euripides zutiefst irritiert durch die »sophísmata« der Göttin Artemis (V. 380): dass diese sie vom Opferaltar in Aulis gerettet hat und im Taurerland in ihrem Namen geschehen lässt, was sie in Griechenland verabscheut, dass also ausgerechnet die vom Menschenopfer Errettete andere Menschen zum Opfer weihen (wenngleich nicht selber opfern) muss. Sie gelangt jedoch zu der Überzeugung, dass die grausamen Göttermythen – wie das Mahl des Tantalos – unglaubwürdig, »ápista«, sind, dass die Menschen ihre eigene Schlechtigkeit nur in die Götter und die Göttin projizieren: ἐς τὴν θεὸν τὸ φαῦλον ἀναφέρειν δοκῶ. Kein Gott könne doch schlecht sein: οὐδένα γὰρ οἶμαι δαιμόνων εἶναι κακόν (V. 390 f.). Orest hingegen ist der Meinung, dass bei den Göttern wie bei den Menschen große Verwirrung

herrscht: πολλὸς παραγμὸς ἔν τε τοῖς θεοῖσι ἐνὶ / καὶν τοῖς βροτέοις (V. 572 f.). Deshalb sei man verloren, wenn man auf Sehersprüche setze.

Mit dieser Sicht Orestes – die sich auch in anderen euripideischen Dramen findet – beginnt jene rationalistische Mythendemontage, die Destruktion des Mythos als Trug und Betrug im Namen der Vernunft, die zwei Jahrtausende später etwa die Mythendramen Voltaires dominieren wird. Doch das ist nicht die Position des Euripides, erfahren wir doch in der taurischen *Iphigenie*, dass die Göttin das Opfer Iphigenies gar nicht gefordert hat, sondern dass dies nur eine Wahnidee des Sehers Kalchas war – ganz entsprechend dem Glauben Iphigenies, dass die Menschen nur ihre eigene Verderbtheit in die Götter projizieren – eine Vorstellung, die für die Rezeption des Mythos im 17. und 18. Jahrhundert von hoher Bedeutung sein wird.

Die Humanisierung des Mythos, die Euripides anstrebt, wird vom Drama der Aufklärung, zumal aber von Goethe, zu Ende gedacht: Steht die Humanität bei Euripides auf der griechischen Seite (daher die Stiftung eines neuen Kults dortselbst), so sind bei Goethe auch die von Euripides durchweg negativ gezeichneten Barbaren als Menschen dargestellt, deren humanes Niveau durchaus dem der Griechen entspricht, ja vielfach höher angesiedelt ist, wenn man auf die Kettenfolge des Grausamen und Bösen im Atridengeschlecht zurückblickt. Deshalb fühlt sich Goethes *Iphigenie* Thoas gegenüber auch zur Wahrheit verpflichtet, während die euripideische *Iphigenie* keine moralischen Bedenken hegt und zu hegen braucht, den Barbarenherrscher zu betrügen. Noch die *Iphigenie* in Johann Elias Schlegels Trauerspiel *Orest und Pylades* (1737), das Goethe bekannt gewesen sein mag, entscheidet sich ohne Hemmung für den »Betrug«:

Ich hasse List und Trug, den man an Freunden übet.  
Doch den gemeinen Feind, der Griechenland betrübet,  
Und der durch Grausamkeit der Göttinn unwerth ist;  
Wer diesen hintergeht; da lob ich Trug und List.<sup>10</sup>

Die Abweichungen gegenüber der taurischen *Iphigenie* von Euripides gehen in Goethes *Iphigeniendrama* nicht auf ihn allein zurück, sondern haben sich im Laufe der Überlieferung des Mythos im 17. und 18. Jahrhundert zumal in Frankreich herausgebildet. (Schon den Titel seines Dramas formuliert Goethe in Anlehnung an die französischen Vorgänger: Statt »bei den Taurern« heißt es bei ihm »auf Tauris«, das er offenbar für eine Insel hält, entsprechend dem »en Tauride« im Titel der französischen Dramen.)

Die Tragiker des 17. Jahrhunderts hatten den *Iphigenienstoff* in die Sphäre höfisch-absolutistischer Staatsaktion und Repräsentation übertragen. Jean de Rotrou (1640) und Jean-Baptiste Racines (1674) aulische *Iphigenien* (die auf die euripideische *Iphigenie in Aulis* zurückgehen) sind die Exponenten dieser Epoche. Racine, der auch noch eine taurische *Iphigenie* skizzierte, war für das deutsche Theater der Aufklärung bekanntlich einer der paradigmatischen Autoren. Seine *Iphigénie* wurde

10 Johann Elias Schlegel: *Orest und Pylades, ein Trauerspiel*. In: ders.: *Werke*. Hrsg. von Johann Heinrich Schlegel (1764-1773). Reprint der Ausgabe Kopenhagen, Leipzig 1771. Frankfurt a. M. 1971. Bd. I, S. 1-68; hier S. 53.

1732 von Johann Christoph Gottsched übersetzt. Von Racine entlehnt Goethe übrigens den Namen des Arkas, der in den antiken Quellen nicht vorkommt.<sup>11</sup>

Wie bei Euripides befindet sich Goethes Iphigenie im Exil – »das Land der Griechen mit der Seele suchend« (V. 12).<sup>12</sup> Sie ist losgerissen von der Heimat und zudem wird sie im Verlauf der dramatischen Handlung erfahren müssen, dass diese Heimat – als das, was sie einmal war – unwiederbringliche Vergangenheit ist. Der Schauplatz des Dramas ist die Fremde. Sie bedeutet für Iphigenie den Verlust »selbstbewußten Lebens« (V. 110), der Selbstbestimmung ihrer Person im Sinne eines der wesentlichen Postulate der Aufklärung.

Die Situation der Vertreibung, die ihr diese Selbstbestimmung verwehrt, ist für Iphigenie eins mit der herkömmlichen Rolle der Frau, gegen die sie – nach dem Modell der Frauenklagen in den Tragödien des Euripides, zumal in der *Medea* – immer wieder aufbegehrt. »Ich bin so frei geboren als ein Mann«, betont sie Thoas gegenüber (V. 1858). Für die Macht des Eros, die aus ihrer Sicht meist zur Unterdrückung der Frau geführt hat, ist Iphigenie – anders als ihre Namensschwester vor allem in der aulischen *Iphigenie* des Euripides – ganz unempfänglich. Weiblichkeit äußert sich in ihr nur als Schwesterlichkeit. Das ist der Grund für ihre tiefe Verbundenheit gerade mit der jungfräulichen Artemis (Diana), die ganz in der Beziehung zu ihrem Bruder Apoll aufgeht:

Du liebst, Diane, deinen holden Bruder  
Vor allem, was dir Erd' und Himmel bietet,  
Und wendest dein jungfräulich Angesicht  
Nach seinem ew'gen Lichte sehndend still.  
(V. 1321-1324)

Schon die taurische Iphigenie des Euripides betet in diesem Sinne zu Artemis: »Auch du liebst deinen Bruder, Göttin. Glaube mir, / die gleiche Liebe bindet mich an die Geschwister!« (V. 1401f.).<sup>13</sup>

Iphigenie verwirft die Ehe mit Thoas, weil sie durch diese für immer von der Heimat ferngehalten würde und weil sie sich überhaupt gegen die Rolle der Frau im weithin glück- und ehrlosen Schatten des Mannes sträubt. Die selbstbewusste Virginität Iphigenies, die entschlossene Selbstbewahrung ihrer Person, prägt ihr Verhältnis zu Göttern wie Menschen, hat ethische, religiöse wie politische Aspekte. Dass sie eine herrschaftsgewohnte Männerwelt durch ihr Verhalten völlig verwirrt, zeigt zumal die Reaktion des Königs. Thoas versucht ihre Ehefeindlichkeit als typisch weibliche Laune abzutun:

Tu' was dein Herz dich heißt;  
Und höre nicht die Stimme guten Rats

11 Hier und im Folgenden greife ich zurück auf den Kommentar in Johann Wolfgang Goethe: *Dramen 1776-1790* (= FA I, 5). Hrsg. von Dieter Borchmeyer. Frankfurt a. M. 1988; bes. S. 1309-1321.

12 Die Zitate stammen mit Versangabe aus der FA I, 5.

13 Euripides: *Iphigenie im Lande der Taurer*. In: ders.: *Tragödien. Vierter Teil: Elektra, Helena, Iphigenie im Lande der Taurer, Ion*. Griechisch u. deutsch von Dietrich Ebener. Mit 7 Tafeln. Berlin 1977, S. 244-343; hier S. 333.

Und der Vernunft. Sei ganz ein Weib und gib  
 Dich hin dem Triebe, der dich zügellos  
 Ergreift und dahin oder dorthin reißt.  
 (V. 463-467)

Dieser Vorwurf verfehlt durchaus die empfindsame Vernunfthaltung Iphigenies. Was Thoas ihr vorhält, trifft eher für ihn selber zu, setzt er doch wenig später aus verdeckter Rache das – auf das Zureden Iphigenies hin – suspendierte Menschenopfer wieder in Kraft, freilich auch in der verhüllt erpresserischen Absicht, Iphigenie doch noch zum Jawort zu bewegen.

Das mythische Motiv des Menschenopfers, wie es durch seine biblische Überlieferung in der Geschichte von Jephtas Tochter aus dem *Buch der Richter* 10,6-12,7 und vor allem in der Erzählung von der abgewendeten Opferung Isaaks im 1. *Buch Mose* 22 jedem Christen vertraut war, hat in der Dramatik – vor allem in der Oper – des 18. Jahrhunderts eine bedeutende Rolle gespielt. Es sei nur an die beiden Iphigenienopern Glucks und an Mozarts *Idomeneo* (1781) erinnert. Immer geht es hier um ein durch das Eingreifen der Götter endlich aufgehobenes Blutritual. Dieses göttliche Entgegenkommen ist die mythische Garantie für die Tendenz des aufgeklärten Dramas, den Mythos selbst auf ein ›humanes‹ Maß zu reduzieren, ihn nicht als Gegenspieler der Vernunft, sondern als deren andere Seite zu rechtfertigen.

Die Aktualität des anscheinend längst überholten Menschenopferthemas in der Dichtung des 18. Jahrhunderts ist nur von seinen politischen Implikationen her voll zu begreifen. Schon in Racines *Iphigénie* (1674) ist das Menschenopfer keineswegs allein grausame göttliche Willkürforderung. Nicht diese, sondern die Machtgier der Griechen ist die Erstursache der unheilvollen Verstrickungen. Das jedenfalls hält Clytemnestre Agamemnon vor. Die Grausamkeit der Götter erkläre sich aus einer Missdeutung der Orakel, sei nichts anderes als der Deckmantel menschlicher Willkür und Grausamkeit. Der gerechte Himmel soll sich durch einen Mord geehrt fühlen und am Blut der Unschuld weiden? »Le ciel, le juste ciel, par le meurtre honoré, / Du sang de l'innocence est-il donc altéré?« (IV/4). Hier deutet sich schon die Überzeugung der goetheschen Iphigenie an:

Der mißversteht die Himmlischen, der sie  
 Blutgierig wähnt: er dichtet ihnen nur  
 Die eignen grausamen Begierden an.  
 Entzog die Göttin mich nicht selbst dem Priester?  
 (V. 523-526)

Dies ist eine unverkennbare Reminiszenz an die zitierte Einsicht der euripideischen Iphigenie, dass die Grausamkeit der Götter nur die Projektion der von ihr getriebenen Menschen ist.

Das Menschenopfer muss dem aufgeklärten Denken als der absurdeste Verstoß gegen die Grundbestimmung des Menschen erscheinen: dass er selbst Zweck, nie eines anderen Zweck ist, mithin als grausigste Chiffre religiös-politischer Fremdbestimmung. Am Schluss von Schlegels *Geschwistern in Taurien* ist es der Oberpriester Hierarchus, der den auf Menschenopfern beruhenden Götterdienst aufhebt

und den mit dem Kultbild Dianas entschwindenden – die Taurer also entgöttert zurücklassenden – Geschwistern versichert: »Hier soll kein Grieche mehr durch uns geopfert werden; / Ihr selbst seydt Opfer werth, und Götter auf der Erden«. <sup>14</sup> Am Ende von Glucks *Iphigénie en Tauride*, welche auf die gleichnamige Tragödie von Guimond de la Touche (1757) zurückgeht, ist es Diana (bezeichnenderweise nicht mehr die kultstiftende Athene wie bei Euripides), die den Skythen ihr Kultbild nimmt, da sie durch den barbarischen Brauch des Menschenopfers ihr ›menschliches‹ Bild geschändet sieht. Die Götter werden hier vollends zu Projektionen der Humanität. Diesen Weg der ›Rettenng‹ des Mythos im Geiste aufgeklärter Humanität schlägt auch Goethe in seiner *Iphigenie* ein.

Ganz und gar auf ihr ›Erweckungserlebnis‹ – die Entrückung vom Opferaltar zu Aulis nach Tauris durch die Göttin Artemis/Diana – bauend, wähnt Iphigenie sich lange in gänzlichem Einvernehmen mit den Göttern, glaubt sie, dass diese ihre Familie ebenso glücklich bewahrt haben, wie Artemis sie selbst gerettet hat. Zug um Zug wird indessen dieser optimistische Glaube zunichte gemacht. Sie muss erfahren, dass der geliebte Vater durch die eigene Gattin ermordet, diese von ihrem Sohn erschlagen worden ist – ganz im Stile ihrer Vorfahren, der meuchelmörderischen Tantaliden. Und nun soll sie auch noch – so verlangt es Pylades, der Freund ihres Bruders Orest – König Thoas vorlügen, das Kultbild der Diana müsse ans Meer gebracht werden, um dort kultisch gereinigt zu werden, in Wirklichkeit: damit die Griechen es rauben können. Als Iphigenie also durch die von ihr verlangte Lüge ebenfalls in den Zwangszusammenhang des Verbrechens ihrer Vorfahren hineingezogen zu werden droht, erwacht ihr Zweifel an dem sinnvollen Walten der Götter. In dieser Situation am Ende des vierten Aufzugs singt sie das »Lied der Parzen [...] / Als Tantalus [Iphigenies Ahnherr] vom gold'nen Stuhle fiel« (V. 1720-1766).

In diesem Lied, in dem der Hass der Titanen auf die Olympier nachwirkt, wird – wie im *Prometheus* des jungen Goethe – die Willkürherrschaft der Götter zum Ausdruck ungerechter irdischer Herrschaft, noch unaufgeklärt-absolutistischer Regierung. Die Götter brauchen die Herrschaft, »wie's ihnen gefällt« (V. 1731); wen sie heute erheben, den stürzen sie morgen. Dass die gleichen Maßstäbe auf Religion (Götter) und Politik (Herrschende) angewandt werden, zeigt Iphigenies Auftritt nach dem Parzenlied. »Die heil'ge Lippe tönt ein wildes Lied«, hält Thoas ihr vor (V. 1821). Gemeint ist Iphigenies Anklage gegen irdische Machtüberheblichkeit. Mit den gleichen Argumenten und Bildern lehnt sie sich gegen Götter- und Herrscherwillkür auf. So findet auch das von ihr ersehnte neue Verhältnis zwischen Mensch und Gottheit, das im Mittelpunkt des Schauspiels steht, seine Entsprechung in einer neuen Beziehung zwischen Fürst und Untertan.

Iphigenies »Bild« der guten Götter ist zugleich ihr Bild der guten Regierung. Gott ist nicht im biblischen Sinne der ›ganz andere‹, von dem man sich kein Bild machen soll, sondern sein Wesen wird im Gegenteil nach dem Modell der Humanität, nach dem Bild des guten Menschen entworfen. »Edel sei der Mensch, / Hülfreich und gut!«, heißt es in Goethes Hymne *Das Göttliche* (1783); dadurch werde er den Göttern ähnlich: »Sein Beispiel lehr' uns / Jene glauben«. Der ›edle Mensch‹

14 Schlegel (Anm. 10), S. 68.

ist also der berühmten Hymne gemäß das »Vorbild / Jener geahneten Wesen« (FA I, 2, S. 303 f.). Hier wird der Bericht der *Genesis*, dass Gott den Menschen nach seinem Bilde schuf, genau umgekehrt. Iphigenies verzweifelter Ausruf am Ende des vierten Aufzugs, »Rettet mich / Und rettet euer Bild in meiner Seele!« (V. 1716 f.), bezieht sich auf jenes nach dem Vorbild der Humanität entworfene Gottesbild. Die Götter sollen durch ihre Menschenfreundlichkeit den Glauben an sie ermöglichen und rechtfertigen.

Sollte die »taube Not« (V. 1707), welche alle Hoffnung auf menschliche Selbstbestimmung zunichte macht, Iphigenie jedoch zum Verbrechen des Kultbildraubs und zum Betrug des Königs zwingen, dann wäre der Beweis für die Unentrinnbarkeit des Tantalidenfluchs, für die Vorherbestimmung auch Iphigenies zum Bösen erbracht. Dieser Fluch ist als Symbol der Erbsünde gedeutet worden, welche für die Aufklärung das größte Ärgernis darstellt, da sie eine Barriere ist, welche den Weg zur menschlichen Selbstbestimmung versperrt. Iphigenie sucht, ganz im Geiste der Aufklärung, aus eigener Kraft, auf autonom menschlichem Weg den mythischen Erbwang, die Kettenfolge des Verbrechens aufzuheben, welche durch den über die Nachfahren des Tantalus verhängten Fluch ausgelöst worden ist. Das haben die wegweisenden Studien über Goethes *Iphigenie* von Theodor W. Adorno bis Wolf-dietrich Rasch überzeugend demonstriert.<sup>15</sup> Auf diese Durchbrechung der Kettenfolge des Verbrechens bezieht sich der Begriff der »Entsöhnung« des Tantalidenhauses. Sie ist der Sinn der Verse, die Goethe am 31. März 1827 dem Orest-Darsteller Carl Krüger in ein Exemplar der *Iphigenie* geschrieben hat: »Alle menschlichen Gebrechen / Sühnet reine Menschlichkeit«.

Die »Reinheit« ist die Bedingung der »Entsöhnung«. Würde die Reinheit durch die von Iphigenie verlangte Lüge getrübt, so wäre auch Entsöhnung nicht mehr denkbar; der Fluch erweise sich als unaufhebbar, menschliche Selbstbestimmung wäre dann ebensowenig möglich wie die Gutheit der Götter oder die Gerechtigkeit der Herrschaft. Die Lüge würde also den Sinn der Existenz Iphigenies zerstören! Diese eminente Bedeutung des Wahrheitsproblems ist nur vor dem Hintergrund der Aufklärung zu verstehen. Ich verweise hier auf Immanuel Kants Schrift *Über ein vermeintes Recht aus Menschenliebe zu lügen* (1797)<sup>16</sup> wie auch auf den Traktat *Zum ewigen Frieden* (1795), wo im Gegensatz zur höfisch-absolutistischen »Verstellung« die »Ehrlichkeit« als »beste Politik« postuliert wird, die allein ewigen Frieden ermöglicht, während die Verstellung den Krieg ins Unendliche fortsetzt.<sup>17</sup>

15 Theodor W. Adorno: *Zum Klassizismus von Goethes »Iphigenie«*. In: ders.: *Noten zur Literatur*. Hrsg. von Rolf Tiedemann. Frankfurt a.M. 1981, S. 495-514. Wolf-dietrich Rasch: *Goethes »Iphigenie auf Tauris« als Drama der Autonomie*. München 1979.

16 Immanuel Kant: *Über ein vermeintes Recht aus Menschenliebe zu lügen*. In: ders.: *Werke in zehn Bänden*. Hrsg. von Wilhelm Weischedel. Bd. 7: *Schriften zur Ethik und Religionsphilosophie. Zweiter Teil*. Sonderausgabe. Darmstadt 1983, S. 635-643.

17 Immanuel Kant: *Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf*. In: ders.: *Werke in zehn Bänden*. Hrsg. v. Wilhelm Weischedel. Bd. 9: *Schriften zu Anthropologie, Geschichtsphilosophie und Pädagogik. Erster Teil*. Sonderausgabe. Darmstadt 1983, S. 191-251; hier S. 228 ff.

Die Absage an Lüge und Verstellung wird von Iphigenie als »kühnes Unternehmen« in Beziehung zum männlichen Heldentum gesetzt (V. 1892-1936). Das weibliche Heldentum der Wahrheit verzichtet auf das »Recht des Schwerts« (V. 1911), ist anders als das männlich-kriegerische Heroentum auf Frieden gegründet. Allein Wahrheit ist Friede! Diese Einsicht verbindet Goethes *Iphigenie* mit Kants Traktat *Zum ewigen Frieden*. Was sein Drama aber über diesen Traktat hinaushebt, ist die Begründung von Wahrheit und Frieden im »Ewig Weiblichen«. »Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm« – Machiavelli, der große Renaissance-theoretiker, hat sie im Bild von Löwe und Fuchs als die beiden großen Triebkräfte der Politik bezeichnet – »Wird durch die Wahrheit dieser hohen Seele / Beschämt«, heißt es am Schluss der letzten Rede Orests (V. 2142-2144).

Die endgültige Lösung des Konflikts und des dramatischen Knotens überhaupt bringt die – von Goethe erfundene – »Aufklärung« des Orakelspruchs, demzufolge sich dieser nicht auf das Kultbild der Schwester Apolls, sondern auf die Schwester Orests bezieht. Durch diese Umdeutung des Orakels wird das Erscheinen der Athene bei Euripides und der Diana in Glucks Oper entbehrlich gemacht, wird der Einklang des göttlichen Gebots mit den Maßstäben menschlicher Moralität endgültig hergestellt. Indem die Gottheit als Projektion und »Ideal« der Humanität moralisch »gerettet« wird, erweist die mythische Tragödie ihre Glaubwürdigkeit. Die Tragödie wird zur Theodizee.

Das neue Verhältnis zwischen Gott und Mensch korrespondiert der Beziehung zwischen gerechtem Fürsten und freiem Bürger im aufgeklärten Staatswesen. In der – an die Schlusszenen von Mozarts *Entführung aus dem Serail* und *Titus* gemahnenden – Entsagung des Thoas, seinem Verzicht auf Rache und auf die unbeschränkten Möglichkeiten der Macht, in der Fähigkeit, die »Stimme / Der Wahrheit und der Menschlichkeit« zu hören (V. 1937f.) – in alledem drückt sich das Bild des »guten Herrschers« aus, das die Autoren des 18. Jahrhunderts so oft im Dienste der Fürstenerziehung entworfen haben. Das *happy ending* des Dramas ist gleichwohl melancholisch verschattet. Zwar wird Thoas' unwilliges »So geht!« (V. 2151) durch ein »holdes Wort des Abschieds« (V. 2169) ersetzt, doch der Abschiedsgegen »Lebt wohl!« (V. 2174) bildet nur den ersten Fuß eines nicht abgeschlossenen Verses, der schweigend weiterklingt. Mit welcher Empfindung Thoas diese letzten Worte des Dramas spricht, bleibt im wahrsten Sinne offen.

Oder doch nicht? Es gibt einen vierundzwanzig Verse umfassenden »Epilog« zu *Iphigenie*, in dem Thoas, an der Meeresküste stehend, dem abfahrenden Griechenschiff nachblickt, gänzlich vereinsamt und in Verbitterung – zwar nicht gegen Iphigenie, das einzige von ihm geliebte Wesen, aber gegen die Götter, die ihn »Glückseligkeit« (V. 11) ahnen ließen, um ihn nun »Durch Unglück desto schmerzlicher zu quälen«:

Mein Aug' wird düster, starr lenkt meine Hand  
Den Stab. Ich habe niemand mehr zu lieben.  
Gerissen liegt der Freundschaft zartes Band,  
Das Edle floh von Tauris wildem Strand.  
Nur Haß und Mißgunst sind zurückgeblieben. – – –  
(V. 20-24)

Mit diesen Versen schließt der *Epilog zu Goethes »Iphigenie auf Tauris«*, der freilich nicht von Goethe, sondern vom jungen Frank Wedekind stammt.<sup>18</sup>

Goethe hat seine *Iphigenie* in späteren Jahren, nämlich in einem Brief an Schiller vom 19. Januar 1802, als »ganz verteufelt human« bezeichnet.<sup>19</sup> Aus diesem Wort spricht die Skepsis gegenüber der realen Chance der Wahrheit, sich – friedeschaffend und fatale Zwänge überwindend – in einer tiefgreifend veränderten Welt durchzusetzen, die dem Jahrzehnte zuvor noch emphatisch seine Autonomie verkündenden Individuum inzwischen so vielfältige Fesseln angelegt hat. Schiller hat auf Goethes skeptischen Brief in seiner Antwort vom 20. Januar 1802 bekannt: »Das, was Sie das *Humane* darin nennen«, werde die »Probe« auf dem Theater »besonders gut aushalten, und davon, rathe ich, nichts wegzunehmen«.<sup>20</sup> Die Wirkungsgeschichte der *Iphigenie* hat ihm recht gegeben.

Eines der bedeutendsten Beispiele dieser Wirkungsgeschichte ist die von Richard Wagner umgedichtete und umkomponierte Schlusszene von Glucks *Iphigénie en Aulide* (1774). Dort werden die Götter, durch den Ruf der Natur – »le cri plaintif de la nature« – und vom Leid der Menschen gerührt, zum Verzicht auf das Blutopfer bewegt. Die Anstalten zum Menschenopfer rücken nach dem Modell der verhinderten Opferung Isaaks ins Licht einer bestandenen Probe: Das »blutige Gebot« weicht »mitleidvoller Huld« der Götter und Iphigenie bleibt wie in Racines Drama in Aulis. Wagner hat nun in seiner Bearbeitung der gluckschen Oper für die Dresdener Hofoper 1847 die Entrückung Iphigenies durch Artemis wiedereingeführt – und so eine Brücke zu Goethes »Entsöhnungs«-Drama *Iphigenie* geschlagen: »Mein Opfer führ' ich in ein fernes Land«, verkündet Artemis Agamemnon, »als Priesterin dort meine Huld zu lehren! / Dir, Atreus' Sohn, erzieh' ich so die Reine, / dass einst sie sühne, was dein Stamm verbrach«.<sup>21</sup> Sogleich lässt sie frische Winde wehen und die Griechen eilen zu Schiff nach Troja. Ein einzigartiges literarisch-musikalisches Amalgam aus Euripides, Gluck, Goethe – und Richard Wagner!<sup>22</sup>

18 Zit. nach Rolf Kieser: *Benjamin Franklin Wedekind. Biographie einer Jugend*. Zürich 1990, S. 143.

19 *Friedrich Schiller – Johann Wolfgang Goethe: Der Briefwechsel. Historisch-kritische Ausgabe*. Hrsg. u. komm. von Norbert Oellers. Stuttgart 2009, Bd. I, S. 1004.

20 Ebd., S. 1005.

21 Zitiert nach der mir erst in Fahnen vorliegenden Edition von Richard Wagners Bearbeitung der gluckschen Oper in Bd. XX der historisch-kritischen Ausgabe: *Richard Wagner: Sämtliche Werke*. Mainz 1970ff.

22 Der vorstehende Text gibt unverändert meinen Vortrag in Weimar wieder, beansprucht nicht, eine eigenständige wissenschaftliche Abhandlung zu sein; in den Fußnoten wird deshalb auf detaillierte Quellenangaben und eine Auseinandersetzung mit der Forschungsliteratur verzichtet.

HANS-JÜRGEN SCHINGS

*Kein Revolutionsfreund.  
Die Französische Revolution im Blickfeld Goethes*

»Es ist wahr, ich konnte kein Freund der französischen Revolution sein, denn ihre Greuel standen mir zu nahe und empörten mich täglich und stündlich, während ihre wohltätigen Folgen damals noch nicht zu ersehen waren«. So heißt es im sogenannten Revolutionsgespräch mit Eckermann vom 4. Januar 1824 (MA 19, S. 494) und es gibt keinen Grund, dem Tenor des Berichts nicht zu trauen. Im Unterschied zu vielen deutschen Intellektuellen seiner Zeit hat Goethe niemals und nirgends mit der Französischen Revolution fraternisiert. Seine Gegnerschaft war von Anfang an kompromisslos und seine Ängste kehrten sogar nach vierzig Jahren noch wieder, als er in der Julirevolution von 1830 eine Reprise der 89er Revolution wahrnahm. Die Rede von den »wohltätigen Folgen« der Revolution reicht schwerlich dazu aus, Goethe auch nur eine ambivalente Haltung zuschreiben zu können.

Warum konnte Goethe kein Freund der Revolution sein? Statt einen panoramatischen Überblick zum Thema »Goethe und die Revolution« zu geben,<sup>1</sup> möchte ich exemplarisch vorgehen und einige Motive näher beleuchten, die die Gründe seiner Feindschaft sichtbar und verständlich machen. Von den »Greuel[n]« wird dabei zu sprechen sein und davon, wie sie ein Versteck in Goethes Werken gefunden haben; am Ende wenigstens kurz von fundamentalen Differenzen in der Auffassung politischen Handelns; zunächst aber vom Zusammenstoß der französischen Ereignisse mit Goethes Weimarer Lage, davon, wie der Weimarerische Minister die Revolution auch als persönliche Attacke erfahren musste – Explosion, Meteoritensturz, Vulkanausbruch, Erdbeben sind seine einschlägigen Metaphern, katastrophalere gibt es nicht. Meine Kapitel heißen also: Fürstendiener (I.), Greuel (II.), zwei politische Maximen (III.).

I.

»Daß die Französische Revolution auch für mich eine Revolution war kannst du denken«. Das ist, im Brief vom 3. März 1790 an Friedrich Heinrich Jacobi (WA IV, 9, S. 184), über ein halbes Jahr nach dem Bastillesturm, die erste Äußerung Goethes zur Revolution, die wir kennen – ein einziger Satz unter lauter Mitteilungen zur schriftstellerischen Produktion, denkbar lakonisch und ziemlich verschlossen. Ich lese den Satz als Zeugnis unmittelbaren Getroffenseins in eigener Sache: *mea res agitur*. Und das heißt: Die Revolution, mag sie auch vorerst nur

1 Eine nützliche Zusammenstellung des Materials gibt Karl Otto Conrady: *Goethe und die Französische Revolution. Insel-Almanach auf das Jahr 1989*. Frankfurt a. M. 1988.

eine ferne Drohung darstellen, bestreitet doch auch ihn und die Weimarer Existenz von Grund auf.

Goethe hat die Revolution mit einer Vorgeschichte versehen, die seiner Verstörung einen frühen Beginn und politischen Weitblick verleiht. Gemeint ist die Halsbandaffäre, die in ihren Exzessen von Verschwendung und Geldgier, Kabale, Eitelkeit und Obskurantismus den Bankrott des Ancien Régime verkörperte, den Ruf der in dieser Frage unschuldigen Marie Antoinette ruinierte und die Monarchie von da ab für Revolution und Guillotine freigab. Goethes Erregung ist bekannt: Da zeigte sich »das Haupt der Gorgone« (MA 14, S. 510), öffnete sich ein »unsittliche[r] Stadt-, Hof- und Staats-Abgrund« (MA 14, S. 14), wurde ein vom Ancien Régime selbstverschuldetes Spektakel sichtbar, das vier Jahre später in der Revolution die »gräßlichste Erfüllung« (MA 14, S. 511) finden sollte; »wie wahnsinnig« sei er Freunden schon damals, 1785, vorgekommen (MA 14, S. 14). »Wie wahnsinnig«, damit ist der Ton vorgegeben, den Goethe erst recht anschlagen wird, wenn er von der Revolution selbst spricht – so noch in den späten Redaktionen der *Campagne in Frankreich* und der *Belagerung von Maynz*. Die Vorgänge greifen seine Fassungskraft an, sie bedrohen nicht nur »alles Bestehende mit Umschwung, wo nicht mit Untergang«, sie zerstören jeden »Sinn für Freude« (MA 14, S. 23 f.), sie gehen an die Wurzeln seines Selbstverständnisses und Weltvertrauens.

Das Stich- und Kampfwort »Fürstendiener« erschließt vielleicht am ehesten, was hier geschieht. Es spielt in den Gesprächen mit Eckermann, auch im Revolutionsgespräch, eine wichtige Rolle. Goethes Gegner liebten den Kampfbegriff und verschärften ihn noch: »Despotendiener« hieß es bei Ludwig Börne, »Fürstend.i. Despotendichter«.<sup>2</sup> Der so Gescholtene in Eckermanns Bericht zum 27. April 1825:

Nun heißt es wieder, ich sei ein Fürstendiener, ich sei ein Fürstenknecht. [...] Diene ich denn etwa einem Tyrannen? einem Despoten? [...] Ich bin dem Großherzog seit einem halben Jahrhundert auf das innigste verbunden und habe ein halbes Jahrhundert mit ihm gestrebt und gearbeitet; aber lügen müßte ich, wenn ich sagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hatte, etwas zu tun und auszuführen, das dem Lande zum Wohl gereichte und das geeignet wäre, den Zustand des Einzelnen zu verbessern. (MA 19, S. 519)

Dieses »Herrschen« sei mithin nichts weiter gewesen als »ein beständiges Dienen«, und er, der »Fürstenknecht«, also »nur der Knecht eines Solchen«, »der selber ein Knecht des allgemeinen Besten ist« (MA 19, S. 520). Das ist gut pariert, gibt das Selbstverständnis des aufgeklärten Absolutismus wieder und spielt auch noch an auf das »Servus servorum Dei«, die Demutsformel der Päpste.

Der Verteidigung Carl Augusts entspricht das Testimonium, das Johann Gottfried Herder vierzig Jahre früher über den »Geschäftsmann« (also Staatsdiener) Goethe abgibt. Schiller leitet es gleich nach seiner Ankunft in Weimar, im August 1787, an Christian Gottfried Körner weiter:

2 Vgl. Conrady (Anm. 1), S. 166.

Herder giebt ihm einen klaren universalen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens! [...] Nach Herders Behauptung ist er rein von allem Intriguegeist, er hat wissentlich noch niemand verfolgt, noch keines anderen Glück untergraben. Er liebt in allen Dingen Helle und Klarheit, selbst im kleinen seiner politischen Geschäfte, und mit eben diesem Eifer haßt er Mystick, Geschraubtheit, Verworrenheit. Herder will ihn ebenso und noch mehr als Geschäftsmann denn als Dichter bewundert wissen. Ihm ist er ein allumfassender Geist. (SNA 24, S. 131)

Von Kopf bis Fuß ein praktizierender Aufklärer kommt da zu Gesicht, ein ›redlicher Mann am Hofe‹, wie er im Buche steht. *Der redliche Mann am Hofe*, so hieß, 1740 erschienen, eine *auf den Zustand der heutigen Welt gerichtete Lehr- und Staats-Geschichte* von Goethes Großoheim Johann Michael von Loën, ein Staatsroman, der paradigmatisch das Modell des aufgeklärten Absolutismus ins Bild setzte. Der redliche Mann am Hofe – das war der aufgeklärte Mentor und Fürstenberater, der unbedingt integre, patriotische Minister, dessen Staatskunst das Licht der Aufklärung unwiderstehlich macht, so dass es, von der Spitze, vom Fürsten aus, den gesamten Staatskörper durchströmen kann. »Diejenige, welche bisher geglaubet haben, daß alles in der Welt mit Stärcke, Verstellungs-Künsten und einer schlaun Politic müste ausgerichtet werden, die sehen hier gantz das Gegentheil. Der Weisheit, der Tugend, der Aufrichtigkeit bleibt allenthalben der Vortheil und die Ehre«.³ Habe Mut, dich deiner Redlichkeit zu bedienen – auch in der Politik. Unter solchen Vorzeichen trat Goethe in Weimar an.

Doch die kritische Literatur wartete mit ihren Marinellis auf und rekrutierte ihre Bösewichter »immer aus den höheren Ständen«,⁴ »am liebsten unter Ministern und Amtleuten«,⁵ wie Goethe spöttisch bemerkt. Auf seiner eigenen Bühne musste er in den Revolutionsjahren die schneidige Parole des Marquis Posa hören, die den ›redlichen Mann‹ prinzipiell dem aufgeklärten Absolutismus entzieht: »Ich kann nicht Fürstendiener sein«.⁶ Der Marquis kann es nicht, weil er sonst seine neugewonnene Autonomie verlieren müsste – »Was ich leiste, / gehört dem Thron«; »Mir aber, / mir hat die Tugend eignen Werth«.⁷ Posa denkt abstrakt und deshalb konsequent. Goethe ist konkret. Man kann einem Fürsten dienen und doch ›sich entwickeln‹, seine Identität bewahren und entfalten. Mitten im Desaster der französischen Campagne nimmt Goethe die Gelegenheit wahr, seinem Fürsten dafür zu danken:

Seit zwölf Jahren genoß ich eines seltenen Glückes, des Vertrauens wie der Nachsicht des Herzogs von Weimar. Dieser von der Natur höchst begünstigte, glück-

3 Johann Michael von Loën: *Die vertheidigte Sitten-Lehre durch Exempeln*. In: ders.: *Der redliche Mann am Hofe*. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1742. Mit einem Nachwort von Karl Reichert. Stuttgart 1966, S. 577-584; hier S. 583. Vgl. Wolfgang Martens: *Der patriotische Minister. Fürstendiener in der Literatur der Aufklärungszeit*. Weimar, Köln, Wien 1996.

4 *Dichtung und Wahrheit*, 13. Buch (MA 16, S. 521).

5 Ebd., 12. Buch (MA 16, S. 569).

6 *Don Karlos III*, 10, V. 3548 u. 3610 (SNA 6, S. 180 u. 182).

7 *Don Karlos III*, 10, V. 3557f. u. 3564f. (SNA 6, S. 181).